

DR. KURT BOECK

Im Banne des
Everest



H. HAESSEL · VERLAG · LEIPZIG



Tibetische Fanatiker und ein Krüppel vor den Gebetsmaschinen des lamaistischen Tempels zu Buddhnath;
zwei Mönche blasen auf Hörnern aus Menschenknochen, der dritte dreht in seiner Rechten eine Gebetsmühle, in der Linken eine Klapper. (S. 85)

Im Banne des Everest

Erlebnisse in Nepal,
der für Weiße verschlossenen Heimat
der Gorkhas im Zentral-Himalaya

von

Dr. Kurt Boeck

Mit
einer Kartenskizze
und 76 Bildern nach
eigenen Aufnahmen
des Verfassers

1 9 2 2

H. Haessel, Verlag, Leipzig

**Vorliegender Band bildet den ersten
Teil der vierteiligen Gesamtausgabe
der neu erscheinenden indischen Reise-
werke Dr. Kurt Voelckers**

1.—4. Tausend.

**Copyright 1922 by H. Haessel, Verlag, Leipzig
Satz und Druck von Hesse & Becker, Leipzig
Kunstdrucktafeln druckte G. G. Naumann, Leipzig**

Inhalt

	Seite
Mein Eintritt in das verschlossene Land Nepal . . .	7
Durch den Sumpfwald des Terai	21
Haremsabenteuer und Jagdbegegnungen	31
Die Audienz bei Deb Schumsher Dschung	42
In den Hauptstädten Nepals	51
Der Tempel des fünfköpfigen Lingam und seine sonderbaren Heiligen	66
Das Tibeterdorf Buddhnath	79
Die Mysterien des Swajambunath-Gipfels	87
Mein Ausblick auf den Everest, den höchsten Gipfel der Erde	93
Bilderanhang	Tafel I—XXXV

Mein Eintritt in das verschlossene Land Nepal

Nichts hatte mich bei früheren Wanderungen in Ost und West der „Heimat des Schnees“, wie bekanntlich das Himalajagebirge auf deutsch heißt, mehr verdrossen, als daß es an den Gletschern des Kanchendschunga in Sikhim von seiten meines tibetischen Sirdars hieß: „Weiter nach Westen dürfen wir bei Todesgefahr nicht gehen, dort liegt Nepal!“ gerade so, wie einige Monate vorher am Nanda Devi, dem mehr als 25000 Fuß hohen Götterthron der Hindus in Kumaon, meine Kulis an der jenseitigen westlichen Grenze Nepals mit der Bemerkung gestreift hatten: „Östlich von hier liegt das Land Nepal, da darfst du aber als Europäer natürlich beileibe nicht hinein!“ War es da ein Wunder, daß ich alles versuchte, um wohl oder übel in dies verbotene Land zu kommen?

Auf jeder meiner früheren drei Indienreisen hatte ich aufs höflichste an den Toren dieses merkwürdigen Himalajakönigreichs Nepal, des geheimnisvollsten Landes in Asien, angeklopft, ohne daß mir aufgetan wurde. Nepal hat sich klugerweise alles Herumreisen und jedes Überschreiten der Grenze von Europäern, die nicht eine ganz ausdrückliche Erlaubnis dazu haben, strengstens verboten, und selbst die früher geduldeten Kapuziner-Missionare wurden am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wieder aus dem Lande verwiesen. Außer dem jeweiligen englischen Gesandten hat Nepal bisher nur wenigen besonders bevorzugten Asienreisenden den Zutritt gestattet. Die westliche Hälfte dieses für Europäer immer strenger verschlossenen Staates hat jedoch noch niemals der Fuß eines Nichtasiaten betreten, und die dürftigen Kartenskizzen, die der englisch-indische Generalstab von diesem Lande besitzt, sind von indischen Panditpionieren entworfen. Sogar der englischen Expedition zur Erforschung und Ersteigung des Everest, des mit 8888 Metern höchsten Gipfels unseres Erbleins, dessen Südfuß in Nepal wurzelt, wurde nicht gestattet, den Anmarsch auf dem nächsten Weg, d. h. von Süden her, durch die Schlucht des Arunflusses zu unternehmen; demgemäß mußte ein ungeheurer Umweg

durch das östlich angrenzende, nummehr britisch-indische Alpenland Sikkim gemacht werden.

Als am Schlusse des vorigen Jahrhunderts die Auffindung der verschollenen Geburtsstätte des Seelenerlösers so vieler Asiaten, des abgöttisch verehrten Buddha, auf nepalischem Gebiet allgemeines Aufsehen erregte und die Blicke der Wissbegierigen auf das Land Nepal lenkte, da erwachte meine alte Sehnsucht nach Indien und dem Himalaja, nach Strapazen, Gefahren und Abenteuern, nach Forschen und Wandern in geheimnisvollem, romantischem Lande. Ich war schon entschlossen, mich unter einer Verkleidung nach Nepal hineinzustehlen, um meine Reantnis Indiens zu vollenden, doch glückte es den Bemühungen des deutschen Generalkonsuls Herrn von Waldhausen den Durbar, d. h. die Regierung Nepals, zu bewegen, mir den Besuch des Landes unter gewissen Einschränkungen zu gestatten, Einschränkungen, denen sich selbst der in Katmandu, der Hauptstadt Nepals, zugelassene englische Gesandte oder „Resident“ unterwerfen muß.

Ganz im Gegensatz zu allen anderen sogenannten unabhängigen Fürstentümern in Indien, in denen der leiseste Wunsch des englischen Residenten einem Befehle gleichkommt, der unbedingt befolgt werden muß, hat es Nepal verstanden, sich trotz seiner schließlich ungünstig verlaufenen Kriege gegen England in den Jahren 1815 und 1816 seine Unabhängigkeit zu bewahren. England hütet sich weislich, das Verhältnis zu scharf zu spannen, da es gerade aus dem Lande Nepal den besten Kern seines indischen Truppenmaterials, die Gorkhas, rekrutiert, und sagt deshalb lieber: Nepal ist eine saure Traube in unserem reichen indischen Weinberge, die wir vorläufig gar nicht mögen! Allerdings fällt es dem hochmütigen Albion dabei wohl nicht gerade leicht, den Verdruß über die Sperrung der Landesgrenze hinunterzuschlucken, dergemäß selbst der englische Gesandte dort nicht viel anders als in einem „goldenen Käfig“ gebildet wird und unter keinen Umständen die von Europäern noch nie betretenen westlichen Gebiete Nepals besuchen darf.

Mir wurde in Kalkutta amtlich mitgeteilt, daß das Kasthaus in Katmandu, der Hauptstadt Nepals, während des Monats Dezember für mich reserviert sein würde; meinen Paß würde ich aber erst an der Grenzwahe innerhalb des Landes zugestellt erhalten. In Indien, wo allerdings

Klatsch und Verlästerung mit tropischer Giftigkeit spießen, wurden mir aber nun die Nepaler allerseits dermaßen angeschwärzt, daß mein Glaube an diese Botschaft etwas wacklig wurde und ich meine Reisevorbereitungen in Kalkutta mit einiger Beklommenheit beschleunigte.

Wie gesagt türmt sich in Nepal, um das Maß seiner Merkwürdigkeiten recht voll zu häufen, das ungeheure Himalajagebirge in Gestalt des Everest zu seinem gewaltigsten Gipfel zusammen. Über diesen noch nie von einem Europäer betretenen Gebirgsstock, ja selbst über seinen bei den Eingeborenen üblichen Namen und über die Frage, ob dieser Berg tatsächlich der höchste in dem Grenzgebirge zwischen Tibet und Nepal sei, herrschte zur Zeit meiner Reise, also im Winter von 1899 zu 1900, eine derartige Unklarheit und eine solche Fülle von Zweifeln, daß ich nichts Geringeres in Aussicht genommen hatte, als gelegentlich meiner Anwesenheit in Nepal die dortigen Machthaber zu bitten, meine früheren Himalajareisen durch einen Erforschungs- und Besteigungsversuch des Everest vervollständigen zu dürfen, in dessen magischem Banne ich stand.

Meine Vorbereitungen mußten demnach außerordentlich umfassend sein und nicht nur alles für eine Tropenreise Erforderliche, sondern überdies noch die Ausrüstung für arktisch-alpine Verhältnisse einschließen. Zum Glück besaß ich bereits die wesentlichsten Gegenstände dieser Art, so daß ich verhältnismäßig schnell Kalkutta verlassen und mittels der bengalischen Eisenbahn über Mokameh an die Grenze Nepals eilen konnte. Wie jubelte ich, als mein letztes Stück Handgepäck im Eisenbahnwagen verschwand!

Ich darf es mir wohl ersparen, all die idyllischen Bilder zu zergliedern, die da draußen vor dem Eisenbahnfenster in rascher Folge vorüberhuschten, umrahmt von Palmyrapalmen und Bananengebüsch. Auch wurde ich diesmal wirklich nicht so sehr durch das gefesselt, was mir sonst jede Fahrt durch Bengalen zu einem ästhetischen Hochgenuß gemacht hatte, sobald mein Blick das Tun und Treiben dieser schlanken, genügsamen Landleute streifte, denen die Patriarchenzeit noch nicht zum Schäfermärchen geworden ist. Die Kastorölstauden und Dattelpalmen, die Büffel, die durch die überschwemmten Weizenfelder stapften oder sich in den Elefantenschwemmen gütlich taten, wobei sich häufig auf ihrem Rücken neben dem darauf kauernben nackten Hirtenbuben ein paar Stare oder Raben

allerlei Lederbissen aus dem Büffelfell herausgabelten — sie alle hatten für mich an Reiz eingebüßt, da ich nur den einen Gedanken hatte: Schnell vorwärts, damit die Nepaler nicht etwa anderen Sinnes werden und die kaum geöffnete Tür wieder ins Schloß fallen lassen! Mich verdrossen beinahe die grünen Papchen und blauschillernden Königsfischer, die übermütig zwitschernd oder voll Seelenruhe in endlosen Reihen gravitatisch auf den Telegraphendrähten saßen, und besonders die Geier, die recht satt und prozig dazwischen auf den Pfosten hockten: noch rauchte ja drüben auf dem anderen Gangesufer die Asche der Scheiterhaufen, von denen sich die gierigen Vögel Reste von gebratenem Hindufleisch wegstibigt hatten! Auch kamen mir diesmal die Wartezeiten auf den Bahnhöfen ungemein lang vor, während sie mir früher nie genügt hatten, das Gewimmel wunderlicher Gestalten zu mustern, das sich auf indischen Bahnsteigen gleich einem bunten Traume kaleidoskopisch durcheinander drängt. Fürwahr, Indien ist und bleibt das interessanteste Land unserer Erde, trotz China und Japan!

Wie gern hätte ich dem Zug ein „Zumme dich!“ zugerufen. Die vierundzwanzig Stunden Fahrzeit schienen mir aus Gummi zu bestehen, und ich konnte mich nicht erinnern, jemals so sehr von Ungeduld geplagt worden zu sein wie auf dieser Fahrt. Doch wenn man irgendwo Geduld lernen kann, so ist es gerade in Indien. Zeit hat keinen sonderlichen Wert für den Hindu, und „komme ich heute nicht, so komme ich morgen“, oder „Eile mit Weile“ sind seine Leitmotive. Darauf schien auch mein Zug alle Rücksicht zu nehmen, besonders als er an eine durch Hochwasser zerstörte Brücke kam, wo der gesamte Bahnverkehr stockte; überall waren Zimmerleute mit dem Zurechtfügen von Stüßbalken beschäftigt, denn noch waren die Wassermassen nicht eingetrocknet, die in der Regenzeit durch einen Dammbrech als letzter Abschiedsgruß über die schier endlosen Indigofelder geschüttet waren und maßloses Unheil angerichtet hatten. Bei dem hier nötigen behutsamen, schrittweisen Fahren wurde unsere bereits vorhandene Verspätung natürlich nicht verringert.

Der Boden Nordbengalens oder Tirhuts bietet gerade der Indigopflanze vortreffliche Nahrung, und deshalb befindet sich hier eine ergiebige Indigofaktorei neben der anderen. Wenn auch all diesen Pflanzungen durch die Erfindung des künstlichen Indigos ein lebensgefähr-

licher Stoß versetzt worden ist, stehen die Indigopflanzer selbst jetzt noch im Rufe unbegrenzter Gastfreundschaft, und wer Talent zum nassauernden Lebemann in sich spürt, kann sich von einem leckeren Fischleindeckdich zum anderen weiter empfehlen lassen. Ich lehnte allerdings verschiedene dahinzielende Einladungen der mit mir reisenden Pflanzer höflichst ab, weil ich mich wirklich nicht sonderlich gelaunt fühlte, den Spasmacher für trinkfeste Tafelfreunde abzugeben, spächte vielmehr bei der Einfahrt in die Station Segauli mit begreiflicher Unruhe nach dem Naik, d. i. Ortsvorsteher, aus, den ich telegraphisch beauftragt hatte, mir die nötigen Lastträger anzumerben und am Bahnhof bereit zu halten.

Hinter dem Stationsgebäude von Segauli, einem einfachen Ziegelbau, schienen sämtliche Insassen des Dorfes zu meinem Empfange bereit zu stehen, doch stellte mir der Naik nach kurzer Begrüßung diese hundert nackten Dorsteufel als meine Leibgarde für meinen Einzug nach Nepal vor. „Wozu?“ „Nun, der gestrenge Herr Europäer werden sich doch wohl nach Nepal hineintragen lassen? Hier steht Ihr Palankin, dort ein anderer für Ihren Diener, und dahinten noch ein kleinerer Tragkasten zur Beförderung Ihres Koches. Pferde oder Wagen sind hier weder erhältlich noch verwendbar, und zu Fuße können Sie selbstverständlich auch nicht gehen. All diese Leute sind Kahars für Ihre Tragkasten und Kulis für Ihr Gepäck.“ „Aber, mein lieber Naik, wie bewegen sich denn diese etwas spärlich bekleideten Herren Träger fort? Etwa mittels Luftballon oder Zweirad?“ „Nein, die gehen natürlich zu Fuß.“ „Nun, sehen Sie, dann werde auch ich gehen! Katmandu ist nur etwa hundert englische Meilen von hier, und ich freue mich nach den langen See- und Bahnfahrten auf ein paar stramme Märsche. Geben Sie mir etwa 15 zuverlässige Kulis, mehr brauche ich nicht.“ „Glauben Sie mir, Sahib, Sie können diesen Weg nicht zu Fuß machen! Und Ihr Koch und Ihr Diener, wie sollen denn die fortkommen?“

Koch und Diener — damit hatte der gute Mann zwei große Worte sehr gelassen ausgesprochen! Allerdings hatten sich mir, wie jedem in Indien Anlangenden, in Kalkutta auch diesmal ganze Duzende von verschmigten Hindus, zumeist mohammedanische, genähert, und dicke Bündel auf den Bazaren zusammengeborgter unsauberer Zeugnisse vorgewiesen, die einstimmig bescheinigten, daß der pp. Ali Baba oder Mohammed ein Ausbund

von Treu und Redlichkeit, kurz eine wahre Perle von Dienstboten sei. Ich war ja auch gern bereit, in den verführerischen Apfel zu beißen, Koch und Diener zu mieten und zu vergessen, was mir auf früheren Reisen von ihren Herren Amtsbrüdern alles angetan worden war. Ich meine nicht etwa das Verschwinden von Wertobjekten und zwar ohne alle Apparate, denn das soll auch bei Leuten mit weißer Haut und noch weißerer Plättwäsche manchmal vorkommen, sondern daß sie in Geschmackssachen nicht immer ganz einig mit mir gewesen waren. Ich gebe ja zu, daß auch ein gegen den Strich gebürsteter Zylinderhut ganz mollig und fast so drollig wie eine junge Käse aussieht — es braucht das aber nicht gerade der meinige zu sein; wenn ich meinem Diener auftrag, einen kleinen Käs im Bratenrock zuzunähen, so meinte ich damit doch nicht, einen helleren Flicken darauf zu pflastern, und wenn ich einen Strumpf gestopft haben wollte, so erwartete ich allerdings nicht, ihn als zugezogenen Beutel zurückzubekommen. Und die Köche hatten auch allerlei Eigenheiten, über die ich hier nicht weiter reden will: vielleicht gibt es Leute, die ein Kotelett für nahrhafter halten, nachdem es in den Staub gefallen ist, auf ihren Tellern frische Olgemälde lieben, die vom Abstäubetuch herrühren, oder denen es Spaß macht, zu sehen, wie ihre Hühner bei lebendigem Leibe gerupft werden.

Als ich nun bei meiner diesmaligen Einkehr im Grand Oriental Hotel in Kalkutta von derartigen hoffnungsvollen Dieneraspiranten belagert wurde und ihnen als mein Reiseziel Nepal nannte, da verlängerten sich, ja, da ergrauten förmlich ihre bräunlichen Gesichter. Dem einen, einem ehrwürdigen, aber bereits etwas zittrigen Greise, der ein vorzüglicher Koch zu sein behauptete, fiel urplötzlich ein, daß eben sein Großvater gestorben sei, sein Kollege, ein allerliebstes Bürschchen von höchstens 18 Jahren, erinnerte sich eben so schnell, daß seine kleine Frau pockenkrank zu Hause läge und seiner dringend bedürfe, und nur wenige waren ehrlich genug, einzugestehen, daß sie bislang von Nepal noch nicht viel Gutes gehört und gar keine Lust hätten, mir in ein Land zu folgen, wo nichts als himmelhohe Schneeberge, wilde Tiere und grausame Menschen zu finden seien. Damit schlugen sie sich seitwärts in die Büsche, malten aber vorher mit Kreide ein allen anderen indischen Dienern verständliches kabbalistisches Warnungszeichen über meine Stubentür, das etwa hieß: „Spart

euch nur bei diesem verb . . . Kerl die Mühe, anzuklopfen, der kennt seine Pappenheimer!“

Ein Weltreisender erlangt mit der Zeit eine ziemlich dicke Haut, und ich hatte nicht die mindeste Lust, abzuwarten, ob es nicht doch schließlich einem dieser Geister in Ermangelung eines anderen, bequemeren Dienstes belieben würde, einen Versuch mit meiner Wenigkeit zu machen und „in meines Glückes Schiff mit mir zu steigen“. Ich war fest überzeugt, für Geld und gute Worte selbst in Nepal ein Individuum aufzutreiben zu können, das meiner Galle die erforderliche zuträgliche Bewegung zu verschaffen imstande sein würde und wendete dem Dienerboykott lachend den Rücken. „Wir können uns also die Palkis für Koch und Kellner ersparen, mein lieber Naik. Im übrigen habe ich gar keine Neigung, mich gleich jetzt in die finstere Nacht hineinschleppen zu lassen. Kann ich wohl mein Feldbett im Stationswartesaal aufschlagen?“ „Für den Fall, daß Sie hier übernachten wollen, hat der Resident, als er Nepal verließ und hier durchkam, den Auftrag gegeben, ein Zelt für Sie in Bereitschaft zu halten; dort hinten am Waldrande steht es bereits.“

Während wir dem Walde zusteuerten, fragte ich: „Ist denn der neuernannte englische Gesandte Oberst Whyte schon nach Nepal unterwegs?“ „Nein, Sie werden buchstäblich der einzige Europäer in ganz Nepal sein. Oberst Whyte geht erst in einigen Monaten nach Katmandu.“ So interessant es nun auch klang, in einem Reiche, das sechzigtausend englische Quadratmeilen, also fast halb so groß wie das damalige Königreich Preußen war, als einziger Europäer zu weilen, so wußte ich doch zugleich, daß ich foratn ganz allein auf mich angewiesen sein und keinerlei Schutz finden würde, wenn mir dort irgend etwas zustieße.

Ich ließ mein Gepäck zu dem Zelt schaffen, vor dem ich mich dann in einem bequemen Armstuhl niederließ, um das mich mit immer neuem Staunen erfüllende Schauspiel des indischen Sonnenuntergangs zu genießen. Der ganze Horizont schien sich in ein einziges purpurnes Flammenmeer zu verwandeln, und: „So stirbt ein Held, anbetungswürdig!“ mußte ich mit Karl Moor sprechen, als die nahen, zartgefiederten Bambusstauden gleich riesigen Trauerweiden über dem in der Ferne verschwindenden Tagesgestirn hin und her wehten. Die brennenden Farben verblaßten mit erstaunlicher Schnelligkeit, und nach kurzer Dämmerfrist

bligten glühende Nachtdiamanten von dem nun sammetschwarz gewordenen süßlichen Himmel.

Ich packte beim Fackelschein meine Teemaschine, eine Dose Hasenpastete und anderen Abendimbisß aus der Proviantkiste und hieß einem der dort am Lagerfeuer hockenden Kulis, mir eine Schale Wasser zu bringen; dann lud ich meinen Revolver, legte ihn unter das Kopfkissen und trug einige Notizen in mein Tagebuch. Als ich aufblickte, mußte ich hell auflachen, denn statt der Schale Teewasser schleppten eben sieben oder acht Kulis eine bis an den Rand gefüllte Badewanne in das Zelt. Ich filtrierte mir meinen Bedarf daraus ab, und stieg dann in die willkommene Erfrischung, während der Samowar allerlei von der Gefahr nächtlicher Wäber in Indien zu brummeln schien. Mit dem erquickenden Gefühl, mich einmal wieder dem unvergleichlichen romantischen Wanderleben in Asien hingeben und abseits unsrer herrlichen Kultur und über-tünchten Höflichkeit als wissensdurstiger Mensch auf merkwürdigen, abgelegenen Pfaden ziehen zu dürfen, schief ich ein. Die Kulis, in dünne Laken gewickelt, schnarchten am knisternden Feuer, Eidechsen und Käfer schnarrten und klapperten um die Wette, und Schakale heulten in der Ferne.

Schon vor Tagesanbruch standen die Palankinträger mit ihrem Kasten vor meinem Zelt. Ich durfte dem Naik nicht zürnen, für dies lanbesübliche Transportmittel gesorgt zu haben, und da diese Palkis nun doch einmal bezahlt werden mußten, kletterte ich in meinen Kasten; vorn und hinten hoben je drei Kahars die Tragstangen auf ihre Schultern, und in hurtigem Lauffschritt trabten sie mit mir in den nebligen dämmernden Morgen, in eine ungewisse, aber höchst reizvolle Zukunft hinein.

Ich bin größer als Mittelmaß ausgefallen und lag deshalb in meinem Kasten wirklich nicht sehr bequem. Aber das geschah mir ganz recht! Ich hatte mich zu häufig über Palankins lustig gemacht, die mit zugeschobenen Türchen zur Bahnstation geschleppt wurden, weil ich wußte, daß eifersüchtige Hindus ihre Frauen auf diese Weise nicht nur bis in den Zug spedieren, sondern gleich in diesen Kästen in die Güterwagen schieben und an den Bestimmungsort schaffen lassen, während sie selbst sich auf den breiten Polstern der ersten Wagenklasse niedersetzen; gerade aus dem an der Station Segauli angeschlagenen Tarif konnte ich mich be-

lehren, daß für jede auf diese Weise im Gepäckwagen mitgeführte Dame nicht nur eine Fahrkarte erster Klasse, sondern noch manche Kupie extra für den Verpackungskasten bezahlt werden muß, der galante Paladin also durch eine solche zarte Beförderung seiner Frau wenigstens keine Ersparnisse machen kann — und das freut mich nicht wenig!

Die Straße war ein so fabelhaft staubiger Karrenweg, daß ich wirklich froh war, nicht zu Fuß laufen zu müssen, andererseits war aber das Stoßen und Schütteln des für mich viel zu kurzen Kastens auf die Dauer ganz unausstehlich. Wäre ich einen Fuß kleiner gewesen, dann hätte ich mich ganz gemütlich ausstrecken können, so aber lag ich „zum scheußlichen Klumpen geballt“ und befand mich in entsprechender Stimmung.

Die Träger und ihre vor und neben dem Palki schnatternd mitlaufenden Ablösungsmannschaften wirbelten so entsetzliche Staubmassen auf, daß ich meine Schiebetürchen auf beiden Seiten luftdicht zuschloß, wodurch es natürlich in meinem wandelnden Sarge stockfinstere Nacht wurde, trotzdem draußen die liebe Sonne aufging und durch Staub und Nebel zu stechen begann. Ich fühlte einen empfindlichen Mangel an Talent, mein Fortkommen als Kistenreisender zu finden, und da ich keineswegs beabsichtigte, durch eine „Reise im Düstern“ in den Zeitungen gerühmt zu werden, fühlte ich mich nicht sonderlich extra.

Als ich im Begriff war, meinen Kerker durch eine Kerze zu illuminieren, um etwas zu lesen, hörte ich plötzlich auf beiden Seiten und unterhalb meines Käfigs ein verdächtiges Geräusch wie von Wassergeräusch. Als ich hastig die Tür aufschob, sah ich, daß meine Kahars sich eben anschickten, mich in meinem Kasten durch einen Fluß zu tragen, während dicht neben mir die Kulis bereits meine photographische Ausrüstung an einer langen Stange über das Wasser schafften. Bei meiner lebhaften, überraschten und besorgten Bewegung kreischten die Kahars laut auf, weil ich dadurch den Palki in die größte Gefahr brachte, umzukippen und seinen höchst kostbaren Inhalt, nämlich meine Reisekasse und mich, in das Wasser plumpsen zu lassen.

Durch das Überschreiten des Radsaul-Flusses hatte ich bereits die Grenze zwischen Nepal und Indien gekreuzt. Von irgend welcher Grenzbewachung war jedoch nicht das mindeste zu sehen, aber leider auch ebenso wenig jemand, der mir meinen Paß hätte einhändigen können; nichts

verkündigte, daß ich bereits in einem „verschlossenen“ Lande angelangt sei.

Der Karrenweg setzte sich auf dem nördlichen Ufer ebenso holprig und staubig fort; die zwei, drei Häusergruppen, durch die wir kamen, sahen genau so aus, wie die bisherigen Bauernhäuser in Bengalen, und das Korn wurde ganz wie dort von nackten kleinen Buben mit Holzhämmern ausgeklopft oder von Ochsen ausgetreten, die zu dreien oder vierten dicht aneinander gedrängt, aber nicht angeschrirt, einen Pflock in der Mitte der Tenne umkreisten.

Meine Kahars rannten wie besessen, so daß wir bereits zu Mittag im Dorfe Kachaul einen Tagesmarsch von 18 englischen Meilen hinter uns hatten. Länger hielt ich es aber in dem Marterkasten wirklich nicht aus, sondern schickte ihn und seine Trägerkompagnie nach Hause; begreiflicherweise machten sich die Leutchen nebst ihrem so leicht verdienten Lohne mit nicht allzu betrübten Gesichtern aus dem fufshoch liegenden Staube. Man wird aber bald sehen, daß ich mit diesem voreiligen Entlassen des Palkis und der Kahars doch einen großen Fehler gemacht hatte; auch glaubten nun die Lastkulis, daß ich gar keine Eile hätte und daß sie in Zukunft die Tagesmärsche ganz nach ihrem Ermessen abtheilen könnten.

Wenn ich so gewissenhaft zwischen Kahars und Kulis unterscheide, so hat dies seinen guten Grund. Der Palankinträger oder Kahar dünkt sich gesellschaftlich unendlich hoch über einen Kuli erhaben und hält sich für viel zu vornehm, um mit einem Lastträger in dieselbe Reischüssel zu greifen, wobei nur Daumen und Mittelfinger benutzt werden dürfen, oder gar aus derselben Wasserpfeife zu schmauchen, was ja nur Mitglieder gleichstehender Dschatisippen tun dürfen. Die Absonderung der zahlreichen Dschatis, in die sich die vier Warnas, d. h. die nach Hautfärbung und Rang geschiedenen Hauptkasten, gliedern, geht ja sogar so weit, daß der Sohn eines Fischers, der auf hoher See seine Nese stellt, nicht die Tochter eines Kollegen heiraten darf, der seine Beute nur mit dem Dreijack aus einem Teiche gabelt.

Schlauberger wissen sich jedoch selbst in den verzwicktesten Kastenfragen zu helfen. Will jemand z. B. Ziegelsteine oder Bücher forttragen lassen und kann gerade keinen Lastkuli bekommen, so bestellt er sich einen Palki,

packt nächtllicherweile die Last hinein, versiegelt die Türen und macht den Kahars weiß, daß ein wunderhübscher Bäckfisch in dem Kasten säße; schmunzelnd reibt er sich dann die Hände, wenn die stolzen Kahars, die ja nie eine Kulilast anrühren würden, mit ihrem vermeintlichen Engel davontraben.

Meine Kulis wurden nach dem Weggange der Kahars frech. Sie schleppten meine Sachen in das Hospital von Macksaal, warfen meinen Bettsock auf eine noch nicht von einem winselnden Kranken besetzte Escharpeu-Bettstelle und erklärten, daß ich, als aus Indien kommend, hier erst zehn Tage auf meine Pestfreiheit untersucht werden müsse. Ich hielt den Beamten die Quittung des Dampfers der City-Linie unter die Augen, zum Beweise, daß ich gar nicht über das gefürchtete, verseuchte Bombay, sondern über das pestfreie Kolombo und Kalkutta nach Nepal gekommen sei; als ich aber bemerkte, daß der gute Mann keine Silbe Englisch verstand und daß wahrscheinlich eine elegante Hotelspeisekarte ebensoviel Eindruck auf ihn gemacht haben würde wie die Dampferfahrkarte, ließ ich einige Rupien in seine Hand gleiten, worauf mein Befinden plötzlich als vollkommen normal erklärt und meinem Weiterzuge nicht das mindeste Bedenken entgegengestellt wurde.

Die Kulis hatten sich also ganz vergeblich auf ein fröhliches Schlarraffenleben während meiner Quarantäne gefreut. Sie hatten bereits in einem offenen, mit Lehm und Kuhdünger gepflasterten Schuppen ein mächtig qualmendes Feuer von Kuhdüngerscheiben angezündet, in dem sie ihre Schupattikuchen buken und verlangten, daß ich mein Feldbett ebenfalls dort aufstellte; sie lachten mich einfach aus, als ich mein Zelt außerhalb des übelriechenden, dunstigen Dorfes aufgeschlagen haben wollte, und erklärten höhnisch, daß ich jetzt nicht mehr in Indien, sondern bereits in Nepal sei, wo ich mich nach ihrer Dasturi zu richten und nichts zu befehlen hätte. Nun blieb mir nichts übrig, als die Kulis bei ihrer allerempfindlichsten Seite zu packen. Ich schwor einen gräßlichen Eid, daß keiner auch nur einen Heller Bäckfisch von mir bekommen würde, wenn sie mir nicht alsbald mit dem Gepäck nachkämen, und ging dann ruhig davon, um mich nach einem geeigneten Lagerplatz umzusehen, fest überzeugt, daß der Bäckfisch schließlich seine Zugkraft bewähren würde.

Im Dorfe herrschte überall lebhaftere Bewegung. Auf allen erdenk-

lichen Gegenständen aus Bronze, auf Schüsseln und Krügen wurde nach Leibeskräften herumgehämmert, um das Erscheinen eines kleinen Dorfbewohners zu feiern und den Eltern des kleinen Burschen die allgemeine Teilnahme an dem frohen Ereignis in die Ohren zu trommeln. Unter einer Gruppe von Feigenbäumen, in der Nähe eines kleinen Hindutempels, fand ich, was mein Herz zum Lager begehrte: Ruhe, frische Luft, eine Wiese und auf einer benachbarten Baustelle auch einen Brunnen.

Ich setzte mich auf einen Balkenhaufen und beobachtete die Bauhandwerker. Es war ein wahres Vergnügen, die Arbeiterinnen mit ihren Körben voll Lehm auf dem Kopfe graziös die Leitern auf- und absteigen zu sehen, oder richtiger die breiten Gitter, die sich dort die Maurer ganz nach Bedarf aus Bambusstangen zusammenbinden. Ich mußte bei der anmutigen Kopfhaltung dieser Mädchen immer wieder an den Rat meines Tanzlehrers denken, der schönen, aber manchmal etwas zappeligen Schülerinnen einzuschärfen pflegte: „Bilden Sie sich nur stets ein, eine schwere goldene Krone auf dem Haupte zu tragen, wenn Sie Ballkönigin werden wollen!“ Noch mehr Freude aber machten mir die Elefanten, die den Zimmerleuten als Handlanger dienten und mit erstaunlicher Geschicklichkeit die riesigen Balken ganz nach Wunsch emporhoben, wegtrugen und zusammenschoben, überhaupt jeden Zuruf der Wärter zu verstehen und genau zu befolgen schienen; derartige Leistungen muß man gesehen haben, um begreifen zu können, warum der Hindu die Klugheit in Gestalt eines Elefantenkopfes zu vergöttern pflegt. Um so grimmiger muß dieses Tier aber auch den Schmerz der Ohnmacht empfinden, ja, es soll sogar weinen, wenn ihm, nachdem es eingefangen und zwischen zwei bereits gezähmten Elefanten angefesselt ist, Dutzende von sich ablösenden Menschen vierzehn Tage und Nächte lang auf dem mit einem Netz überzogenen Rücken herumtrampeln oder an seinem Rüssel auf und abturnen, während gleichzeitig unablässig Gewehre vor ihm abgefeuert und laut schallende Musikinstrumente zum Tönen gebracht werden. In Nepal wenigstens gilt dieses grausame Verfahren, Elefanten zu zähmen, als das am schnellsten wirksame — den Kral Zeilons hat man dort nicht.

Allmählich sammelte sich eine beträchtliche Menschenmenge um mich, die begierig war, endlich zu erfahren, was der unheimliche weiße Mann in ihrem Dorfe denn nun eigentlich wolle. Ich fühlte, daß der Ausgang

dieses ersten Streites mit meinen Kulis verhängnisvoll für die ganze übrige Reise sein müßte und war entschlossen, zurückzugehen, um, wenn es nicht anders möglich wäre, das zum Lagern Nötigste auf meinem eigenen Rücken an den von mir gewünschten Platz zu schaffen und so den Kulis zu zeigen, wessen Wille auf dieser Reise maßgebend sei.

Im Begriff, über den Straßengraben zu springen, um noch vor Einbruch völliger Nacht bei meinen ungetreuen Kulis zu sein, sah ich auf der Straße Staubwolken aufwirbeln. Fünf oder sechs riesige Doggen, von keuchenden Jägern in der phantastischen Tracht indischer Schikare mit aller Anstrengung zurückgehalten, versuchten auf mich loszuspringen, die mich umringenden Bauern und Kinder warfen sich mit Gebärden untertänigsten Schreckens der Länge nach in den Straßenstaub und machten zugleich einem heransprengenden Reiter Platz, einem noch jungen Mann mit indischen Gesichtszügen, dessen moderner, englischer Jagdanzug gar nicht übel zu seinem taubengrauen Turban paßte; ein stattlicher Dienertröf folgte dem blißschnell herangekommenen Cavalier.

Das Bewußtsein, noch keinen Paß in der Hand zu haben, war mir ungemein peinlich, denn meine einsame Erscheinung ohne alle Dienerschaft mußte einem asiatischen Fürsten höchst befremdlich erscheinen. Ich begrüßte den hohen Herrn deshalb ohne weiteres mit der naiven Anfrage, ob er etwa meine widerspenstigen Kulis unterwegs angetroffen hätte, indem ich gleich hinzufügte, daß ich im Begriff sei, mit dankenswerter Erlaubnis des Durbars nach Katmandu zu reisen. Zum Glück verstand der Herr, ein Sohn des Maharadschah von Nepal, etwas Englisch. Er versicherte, bereits von mir und meiner Reise zu wissen, fand es aber doch sehr auffällig, daß ich nicht im Palki reise. Im Palki sehe ich ja nicht genug vom Lande! wollte ich sagen, biß mir aber auf die Zunge und sagte lieber, daß mir bei meiner Figur das Reisen in einem solchen Kasten zu unbequem vorkäme. Der nepalische Prinz war freilich hierüber ganz anderer Meinung; er hätte mit seinen anders gewöhnten Gelenken vielleicht sogar in einer Nußschale mit untergeschlagenen Beinen kauern können, ohne dabei etwas von Ungemach zu verspüren. Als ob ich hier bereits das Terrain für künftige Schlachtfelder studiert hätte, fragte er mich, ob ich auch Zeichnungen gemacht hätte, und schien sehr befriedigt und erleichtert, als ich dies mit gutem Gewissen verneinte. Auch mir fiel ein

Stein vom Herzen, als er das kritische Gespräch abbrach und ein paar Dienern befahl, meine Kulis herbeizuschaffen. Dann fragte er höflich: „May I go?“ „Certainly, Sir!“ antwortete ich und bedauerte im Interesse meiner Leser die Harmlosigkeit des ganzen Vorganges. Wieviel interessanter wäre es gewesen, wenn mein deus ex machina keine so elegant und tabellos zugeschnittene braune Samtjacke, sondern eine eisenklirrende Rüstung getragen und wutschnaubend befohlen hätte, mir meine weiße Haut über die Ohren zu ziehen, mich am Spieß recht schön knusperig braun zu braten oder gar in Öl sieden zu lassen. Statt dessen wurde mir von seinen Leuten meine jetzt sehr kleinlaute Kulibande zugeführt, und die ganze Romantik beschränkte sich auf die mittelalterlichen Gestalten der Schikare mit den Jagdfalken auf der Faust, auf die Hundewärter, Büchsenspanner und Fackelträger.

Der folgende Tag stellte an meine Marschfähigkeit wirklich harte Anforderungen. Fußhoher Sand und Staub, sengende, blendende Sonne, unabhsehbare, schwefelgelb blühende Kapsfelder, das alles wäre bald recht lästig und einförmig geworden, wenn meine Heiterkeit nicht durch allerlei Genrebilder genährt worden wäre, die ich im Palki jedenfalls nicht wahrgenommen hätte. Da ich den Kulis stets weit voraus zu sein pflegte, um weniger von dem Staube zu leiden, war das Erstaunen der Feldarbeiterinnen über meine einsame Erscheinung nicht gering, und ihre mit Furcht gemischte Neugier äußerte sich ganz unwiderstehlich komisch. Ich wurde dann stets an meine Reisen in Persien erinnert, wo beim Einreiten in ein Dorf auch häufig ganze Reihen solcher Ewatöchter standen, die sich erschreckt und verschämt in Ermangelung eines Schleiers ihr einziges dürftiges Köckchen vor das holde Angesicht hielten. Bei einem Flusse, der durchwatet werden mußte, wußte ich nicht recht, ob eine bockbeinige Hammelherde, die nicht gutwillig durch das Wasser wollte, oder eine scheue Mädchenschar, die vor meiner entsetzlichen, d. h. europäischen Erscheinung Reißaus genommen hatte und sich nun durch den Fluß aufgehalten, also zwischen zwei Feuern sah, einem humoristischen Maler dankbarere Motive abgegeben hätte. Andererseits war es mir doch recht schmerzlich, auch hier zu sehen, daß die meisten Hindus dem weißen Manne, dasfern sie nicht vor ihm in gebeugelter Knechtseligkeit auf die Kniee sinken, aus dem Wege gehen oder gar, und noch dazu die schönere Hälfte,

davonrennen, als ob der leibhaftige Gottseibeius auf der Bildfläche erschienen wäre. Zum Glück gibt es aber auch hier manchmal Ausnahmen von der Regel.

Durch den Sumpfwald des Terai

Die angreifende Wanderung in Sonne und Staub und die einförmige Feldlandschaft änderte sich zu Mittag, bei Semrabassa, vollständig. Der Wald begann. Das eigentliche Nepal, d. h. das nach der Landeshauptstadt benannte Thal von Katmandu, das vom Bagmati bewässert und im Westen vom Gandak, im Osten vom Kosi begrenzt wird, ist nicht nur durch die beiden schon erwähnten Bergrücken, sondern auch durch einen diesen Höhen südlich vorgelagerten sumpfigen Urwaldgürtel, das Terai, vortrefflich gegen feindliche Überfälle von Indien her geschützt. Diese etwa 900 Kilometer lang ausgedehnte und durchschnittlich 50 Kilometer breite Urwaldzone hatte ich nun zunächst zu durchqueren und dann noch die beiden parallelen Gebirgsrücken zu übersteigen, ehe ich mein eigentliches Ziel, die Stadt Katmandu, erreichte.

Ein Fußmarsch durch das fieberhauchende Terai gilt stets für ein gewagtes, während und kurz nach der Regenzeit sogar für ein höchst gefährliches Beginnen, und ein längeres Verweilen im Terai während der feuchten Jahreszeit bedeutet für jeden Europäer sicheren Tod. Wie überall in Indien blendendes Licht und schwärzester Schatten grell aneinanderstoßen und die giftigsten Vipern dort gern unter den schönsten Blüten lauern, so strömt auch dieser vergiftende Malariahauch aus einem Waldkörper von üppigster, fast überirdischer Schönheit. Ich preise mich wirklich glücklich, diese unheimlich schönen Urwaldbilder auf gemächlicher Fußwanderung mit staunender Bewunderung genossen zu haben und nicht im dicht verschlossenen Palankin mit Windeseile hindurchgeschleppt worden zu sein, muß aber doch wohl zur Entschuldigung meines Leichtsinns hinzufügen, daß sich meine Natur bis dahin selbst in den gefährlichsten Fiebergegenden Asiens, z. B. in den persischen Wäldern am Kaspimeer, widerstandsfähig genug gezeigt hatte, um einen solchen Fußmarsch wagen zu dürfen.

Bei Semrabassa ist freilich noch wenig von dieser sich nur ganz allmählich entwickelnden Urwaldherrlichkeit zu sehen. Dagegen konnte ich dort zum ersten Male die Awalias beobachten, d. h. die fast vertierten Ureinwohner des Terai, die dasselbe nicht einmal während der Regenzeit, in der kein Verkehr durch das Terai möglich ist, verlassen und die tatsächlich fieberfest geworden sind. In dem wildreichen Dschungeldickicht spähen sie nach verwesenden Tierleichen umher, die ihnen ihre üppigsten Mahlzeiten liefern, und leben im übrigen vom Verkauf von Topfwaren, Kettichen und Kürbissen an die durchziehenden Händlerkarawanen.

Das Terai wimmelt von Tieren aller Art, die sich gegenseitig die besten Bissen wegzuschnappen suchen und einander nach dem Leben trachten. Der Geier zerreißt den Kranich, der sich eben ein saftiges Fröschlein aus einem Infusorienbrei herausgespießt hat, und übersieht den auf ihn lauern den Leopard, dem alsbald ein wild daherstürmender Elefant einen tödlichen Fußtritt versetzt, dabei aber vielleicht unterwegs ein Rhinoceros aus seinem Pfuhle aufscheucht, das dann wutschnaubend dem Küffelschwinger zu Leibe geht und den ungeheuren Körper aufschlößt und zerseht. In anderen Himalajavorbergen räumt die Büchse englischer Sportsleute gewaltig unter dem Wildstande auf; im nepalischen Terai aber können die Tiere sich ganz nach Herzenslust vermehren oder gegenseitig vernichten, unbekümmert um die blauen Bohnen der Europäer. Nur einmal im Jahre veranstaltet der Maharadschah eine Jagd größten Stils, bei der dann Rhinocerosse und Elefanten gefangen oder gefällt und zahllose wilde Katzen aller Art ihres scheußigen Felles beraubt werden.

Durch die Zusage dreifachen Tagelohnes bewog ich meine Kulis, mir in einem einzigen Tagemarsch von Nacksaul über Semrabassa bis nach Bitchako, das sind volle 28 englische Meilen oder 50 Kilometer, zu folgen, wobei ich die trägen Kulis oft stundenweit hinter mir ließ und in der fürchterlich erhabenen Waldwildnis vollkommen allein war. Immer fremdartiger wurden die mich umgebenden Vegetationsbilder. Aus den wunderlichen, verschlungenen Zweig- und Blättermassen waren die einzelnen Bäume schließlich gar nicht mehr herauszufinden; wüßt und phantastisch und doch mit schönster Gesamtwirkung waren die Stämme durch-

einander gewürfelt, mit Schlingpflanzen verkettet und von Ranken und Orchideen überwuchert. Der modrige, saftstrokende Humusboden und das rege Schmarogerleben verrieten, wie kraftvoll die Natur in dieser Zone Vergehen und Entstehen befördert.

Als ich gerade eines dieser tausendmaschigen, wundervoll gerafften Blätterneze betrachtete, die dort die Natur wie ungeheure Zaubermäntel von Ast zu Ast, von Wipfel zu Wipfel geworfen hat, schien sich etwas leise zwischen den Fäden dieses Flechtwerks zu regen; dann guckte hier ein Händchen, dort ein seltsam munteres, lebhaftes Äuglein und darüber ein drolliges, haariges Köpfchen unter den Blättern hervor, und ehe ich noch enträtseln konnte, was für eine Sorte von Waldgeistern das wohl sein mochte, sprang urplötzlich gleich einer ungeheuren, rauschenden Flutwelle von zahllosen braunen Körpern eine riesige Affenherde aus ihrem grünen Versteck hervor und verschwand mit eiligen, langen Sprüngen in den dichten Blätterkulissen einer benachbarten Baumgruppe. Dann herrschte wieder Mäuschenstille im Wald; jeder der Affen hockte wieder unkenntlich irgendwo im Dickicht und beobachtete mich vermutlich von dort aus aufs schärfste.

Ich stand noch ganz verblüfft unter der Nachwirkung dieses ganz unerwarteten Schauspiels, das für mich bei schlechter Laune der Herren Affen übel genug hätte ablaufen können, als es abermals in den Büschen Krachte und Knackte und kaum hundert Schritte vor mir zwei herrliche, weißgefleckte Hirsche in mächtigen Sätzen quer über den Weg sprangen. Ich ging mit einem der inzwischen herangekommenen Kulis den Spuren der Tiere entgegen und stieß bald auf einen verendeten Hirsch gleicher Art mit zerrissener Gurgel und fürchterlichen Krallenspuren am ganzen Körper. Doch an welcher Stelle der verfilzten Laubmasse lauerte jetzt die vermutlich durch unser Nahen verschreckte Bestie? Über mir, hinter meinem Rücken, rechts oder links von mir? Ich schoß eufs Geratewohl meinen Revolver ab, hörte aber aus den dichten Blätterklumpen statt des Geräusches eines davonspringenden schweren Tieres nur das höhnisch klingende Krächzen eines Vogels! Die Kulis begrüßten den Hirsch als willkommene Beute und nahmen ihn mit nach Bitchako, wo wir erst in später Nacht eintrafen.

In Bitchako befand sich zwar ein Unterkunftsbaus für Reisende, das

aber wie die meisten dieser Pauas in einem so nichtsnuhzig verräucherten und unsauberen Zustande war, daß ein Übernachten darin eine Strafe gewesen wäre. Ich ließ deshalb mein Zelt auf einem gegenüberliegenden Hügel aufschlagen und machte dann, müde wie ich war, bei den auf der Richtung verteilten Lagerfeuern der Kärner die Runde, um für den nächsten Tag einen Erfaß für zwei fieberkrank gewordene Kulis aufzutreiben; mein einziger Erfolg bestand in dem Erwerb eines räudigen, lendenlahmen Ponys, der auch richtig am folgenden Tage unter der Last seiner beiden Kulibürden zusammenbrach. Zu abgespannt, noch ein großes Abendessen herzurichten, griff ich zu meinen Nothelfern, einigen Aleuronathiskuits und ein paar Stückchen Kolaschokolade, schlief aber noch während des Knabberns ein.

Wäre ich nicht durch jahrelange Abhärtung ein fast unermüdlicher Fußgänger geworden, so hätte ich sicherlich am folgenden Tage die Flinte ins Korn geworfen und Nepal Nepal sein lassen. Jedenfalls gebe ich dem Naik in Segauli vollkommen recht und möchte niemandem den Versuch empfehlen, anders als im menschenquälenden Palankin durch die abscheulichen Geröllmassen vorwärts zu kommen, die hinter Bitchako als Boden eines ausgetrockneten Flußbettes die Straße vorstellen. Zu Fuß, und noch dazu in Lederstiefeln, ist es eine Stolperei ganz ohnegleichen, zu Pferde würde es aber eine noch unerhörtere Tierquälerei sein; die barfuß laufenden Palliträger kommen tatsächlich über dieses Meer von losen runden Steinen noch am leichtesten hinweg. Auch die zweiräderigen Karren der Teraikarawanen bahnen sich, so schlecht es auch geht, mit gräßlichem Knarren und Quietschen ihren Weg durch dieses Flußbett, das natürlich während der Regenzeit von einem brausenden Waldstrom ausgefüllt ist, jetzt im sogenannten Winter aber nur von einigen schmalen Wasseradern durchrieselt wurde.

Meine Kulis krochen wie Schnecken über diesen schauerhaften Boden fort, so daß ich reichlich Zeit fand, die heute gänzlich veränderte Landschaft zu betrachten. Die merkwürdige Flußbettstraße wird nämlich durch bewaldete, steil abfallende Konglomeratwände gesäumt, die an Höhe und Formwildheit zunahmen, je weiter ich ging. Sie ragten ganz wie zerschossene, verwitterte Festungsmauern und Türme in die Luft, ähnlich den Felsgebilden der „Sächsischen Schweiz“. Glücklicherweise verläßt

die Straße nach mehreren Stunden den Wasserlauf und führt steil durch einen Hohlweg in einen herrlichen Wald von hochstämmigen Salbäumen.

In diesem Hohlweg, der für Verkehrsstockungen wie geschaffen zu sein scheint, hatte ein Karren das eine seiner beiden riesigen, massiven Räder verloren und durch seinen Umsturz sowohl die ihm folgenden, wie auch alle begegnenden Karren aufgehalten, unmittelbar nachdem ich diese kritische Wegstelle passiert hatte. Dadurch wurden meine Kulis, ohne daß ich es wußte, zurückgehalten und von mir getrennt, so daß, als ich endlich sehr erschöpft in Hetaura eintraf, weder von ihnen noch von meiner Feldküche etwas zu erblicken war. Vergeblich versuchte ich in den dürftigen Bauernhäusern für Geld und gute Worte etwas Eßbares aufzutreiben; die Weibsteute schlossen entweder entrüstet ihre Türen und rannten davon oder erhoben ein so entsetzliches Geschrei, daß ich ganz betäubt auf alle ferneren Verpflegungsversuche verzichtete. Die bisherigen Strapazen, die ungesunde Luft im Terai, die stechende Hitze und schließlich die mangelhafte Beköstigung hatten mich aber nachgerade so müde gemacht, daß ich mich ohne weiteres im Schatten eines dichtbelaubten Banyanbaumes auf die Erde warf; ich besaß jedoch noch Energie genug, mich sogleich aufzuraffen, als ich spürte, wie sumpfig das ganze Erdreich und wie erstickt ich selber war. Von einigen in der Nähe lagernden Afghanen, die mit Pelzwaren handelten, erstand ich für 20 Rupien ein herrlich geschecktes Leopardenfell und von einem Kärner eine Strohecke, so daß ich nun wenigstens eine trockene gesunde Lagerstätte hatte, um die Ankunft meiner Kulis abzuwarten.

In meinem von zahllosen Fliegen und Moskitos gestörten Halbschlummer bemerkte ich, wie sich plötzlich eine ferne Blätterwand teilte und daraus eine große, dunkle Masse hervor kam; es war ein ungeheurer Elefant, um den sich aber niemand zu kümmern schien. Ich war viel zu abgespannt, um aufzustehen, selbst als ich bemerkte, daß der Elefant geradeswegs auf mich losmarschierte; ich blinzelte das Untier von unten her an und wartete stumpfsinnig ab, ob es wohl geruhen würde, mich zu zertreten oder nicht. Doch das Grautier machte klugerweise vor mir halt, wedelte gemütlich mit den riesigen Ohren, knickte dann mit seinem Rüssel einen belaubten Zweig ab und fächelte mir damit bedächtig die lästigen Moskito- und Insektenschwärme fort, ohne mich auch nur mit einem

Blättchen zu streifen. Durch diese unvermutete Liebenswürdigkeit wurde ich so gerührt und aufgeheitert, daß ich völlig ermuntert aufsprang und dem herbeieilenden Kornak eine Backschischmünze zuwarf. Der Wärter, der wie alle Kornaks der größeren Gelenkigkeit halber völlig nackt ging, ließ den Elefanten alsbald niederknien, legte eine Leiter an und bat mich, auf den Rücken seines Pfleglings zu klettern, während das Tier ihn selbst mit dem Rüssel emporhob, so daß er sich auf seinen Platz, d. h. auf den Hals des Elefanten, schwingen konnte. Ein kleiner Junge, der wohl von meiner Proviantnot gehört hatte, kam eiligst angerannt, um mir außer einer großen Banane drei kleine Taubeneier anzubieten, die der Elefant mir auch gehorsamst in seinem Rüssel in die Höhe lieferte, die Banane aber dabei schlauerweise so fest gekrallt hielt, daß ich sie ihm gutwillig überlassen mußte; im Ziehkampf mit einem Elefanten hatte ich noch keine Erfahrung. So hungrig ich auch war, tröstete ich mich doch über die Einbuße der Bananenschote durch die Hoffnung, daß es wohl nur eine sogenannte Pferdebanane gewesen sei, an der sich ein Mensch den Magen zu verderben pflegt.

Der Elefant marschierte stracks in den Wald hinein, wo ich auf einer Lichtung mehr als hundert herrlicher Tiere dieser Art versammelt fand; man hatte sie für die Jagd des Maharadschah zusammengebracht und dafür Sorge getragen, daß es sämtlich tigerfeste, tabellos dressierte Prachteremplare waren. Gegen ein Rhinoceros hält aber auch der tauffesteste Elefant nur dann stand, wenn es dem Schützen gelingt, das Rhinoceros zwischen die Augen, allenfalls auch zwischen Auge und Ohr zu treffen, bevor es zu grunzen anhebt.

Schwerlich kann man sich eine noch großartigere Tierversammlung vorstellen, aber noch schwieriger wäre es zu unterscheiden, was mehr zu bewundern ist: die Gelehrigkeit und die Leistungen dieser Tiere oder der Mut und die Geschicklichkeit ihrer Lehrmeister, der Kornaks. Mir wurde schließlich vor lauter in der Luft herumzüngelnden Elefantenrüsseln so wirr vor den Augen, daß ich froh war, den Jungen, der mir die Taubeneier gebracht hatte, mit der Meldung heranspringen zu sehen, daß meine Kulis eingerückt seien. Natürlich wehrten sie sich verzweifelt, noch die weiteren zwölf Meilen bis Bhimpedi zu marschieren, und erst nachdem ich ihnen eine dreistündige Mittagserast zugesagt und als Erleichterer ihrer Lasten

ein paar stramme Ochsen gemietet hatte, konnte ich in Gemütsruhe meine inzwischen gar gewordene Mahlzeit verzehren, für die ich mir nicht die schlechtesten Büchsen aus der Konservenkiste herausgesucht hatte.

Bei der mir nur auf wenige Wochen bemessenen Erlaubnisfrist drängte es mich, in das eigentliche Nepal zu kommen, so interessant das Terai trotz der darin herrschenden schwülen, widerlichen Atmosphäre auch an und für sich war.

Gleich hinter Hetaura änderte sich wie mit einem Schlage der bis dahin qualvoll schlechte Weg, denn von dort bis nach Bhimpedi hat die nepalische Armee eine ganz wundervolle Straße durch Wald und Gebirge angelegt, breit, bequem und wohlgepflegt, vielleicht um zu zeigen, daß die Zugangsstraßen an den strategisch wichtigen Stellen absichtlich in einem schauerhaften, nur mit allergrößter Mühe benutzbaren Zustande belassen werden. Daß das sumpfige Terai ebenso absichtlich nicht trocken gelegt und ausgerodet wird, um die Malariagefahr nicht zu vermindern, die das Land vor Eindringlingen schützt, geben die Nepaler selbst zu.

Glücklicherweise widerstand ich der Versuchung, diese romantischen Hohlwege und Schluchten photographisch aufzunehmen, denn es war mir nicht entgangen, daß hinter den Bäumen am Wegrande hier und da Soldaten postiert waren und mir auch zeitweise nachschlichen, die jedenfalls den Auftrag hatten, über mein Tun und Treiben genauen Bericht abzustatten, mich wohl sogar bei offenbaren Vergehen abzufassen und unschädlich zu machen; das Unterlassen aller die Sicherheit des Landes berührenden Aufnahmen war mir in erster Linie zur Pflicht gemacht worden. Und doch war der Drang, diese Landschaftsbilder festzuhalten, unwiderstehlich, denn ich wollte kaum glauben, daß nur blinder Zufall, nur Laune der Natur die Schönheit der Vegetation in so wirkungsvoller Steigerung zur Entfaltung zu bringen vermag, wie es auf dem Wege von Hetaura nach Bhimpedi geschieht. Kein Dekorationsmaler kann von genialeren Meisterstücken träumen, als sie hier der überquellende Schöpfungsdrang der subtropischen Zone gezeitigt hat.

Wie gewöhnlich waren auch auf diesem herrlichen Wege die Kulis weit zurückgeblieben, und ich stuzte nicht wenig, als mir plötzlich aus einem Busche ein fast nackter Mann mit einem an rasselndem Speer hängenden ledernen Beutel entgegentrat, der dort nebst einem noch weniger be-

Kleideten Bogenschützen auf mich gewartet zu haben schien. Der Speerträger bückte sich grüßend bis auf die Erde und zog dann grinsend aus seinem Ledersack ein Briefchen hervor, das die Mitteilung enthielt, daß für mein Weiterkommen in Bhimpedi ein paar offene Tragstühle, sogenannte Dändis, bereitgehalten würden, da ich nur in solchen über die kaum wegsamen Gebirgspässe nach Groß-Nepal hinübergeschafft werden könne. Allerdings hatte ich noch eine gute Strecke bis Bhimpedi zurückzulegen, und der einbrechende Abend überraschte mich einsam im dichtesten Walde; ohne gerade allzu ängstlich zu sein, war ich doch froh, als ich aus diesem Jagdgebiet der Tiger und Rhinocerosse glücklich heraus war und die ersten Hütten von Bhimpedi erreichte.

Während des Wartens auf die Kulis hatte ich hinreichend Zeit, in die offenen Häuschen der Eingeborenen zu blicken und, ohne selbst gesehen zu werden, deren glückliches, heiteres Familienleben zu beobachten. Mit welcher Zärtlichkeit stopfte dort beim Schein des auf dem niedrigen Herde flackernden Feuers die braune Mama ihrem Baby den Reis in das Mäulchen, während der Herr Papa sich von dem Töchterchen den bronzefarbenen Körper massieren und dann mit Senföl einsalben ließ! Doch weit bedeutender war das Schauspiel, das draußen der Falschluß hinter Bhimpedi bot, und das die gewaltigen Eindrücke dieses Tages aufs beste krönte.

Es war gerade Anfang Dezember, also die Zeit, wo der Maharadschah seine jährliche Tigerjagd abzuhalten pflegt, wobei ich gleich einschalten möchte, daß der Maharadschah nicht etwa mit dem König oder Mahara Dhiradsch von Nepal zu verwechseln ist. Ganz im Gegensatz zu anderen monarchischen Staaten nimmt man hier von dem Könige, — er hieß Krithmi Viri Vikram Sah —, der nur eine Repräsentationsrolle spielt, viel weniger Notiz als von seinem allmächtigen Premierminister, eben dem Maharadschah Bir Schum Scherkana Bahadur, der alle Zügel der Regierung in den Händen hält, während sich Se. Majestät den Freuden dieser Welt mit Inbrunst hingibt, sich nur selten in die Angelegenheit des Durbars einmischet und sich damit begnügt, ab und zu bei pomphaften Feierlichkeiten als dekoratives Schlußstück des Staatsgebäudes zu prangen.

An dieser Jagd des Maharadschah nahm auch der König und zugleich eine ungeheure Menschenchar teil, Höherstehende als Jagd- und Lager-

gefolge, Soldaten und Bauern als Treiber und Jagdhelfer, ganz abgesehen von den zahllosen Kulis und den Sklaven, die es in Nepal tatsächlich noch gibt. Diese Jagdgehilfen hatten nun in dem prächtigen Wald-Kessel, der bei Bhimpedi den Talschluß bildet, ihre Lager bezogen. In zahllosen unregelmäßigen Staffeln loderten ihre Lagerfeuer zwischen den Baumgruppen auf, und wo nur irgend eine kleine Lichtung oder ein glatter Felsblock ein Plätzchen zum Niederlassen bot, da dampfte auch ein Kessel, um den sich phantastisch beleuchtete Gruppen scharten, die schwachten und lachten, schmausten und rauchten. An jedem dieser Flammenherde herrschte ein vollsaftiges „Freut euch des Lebens!“ und erfüllte den ganzen Talsessel mit brausendem Stimmengewirr, mit Sang und mit Klang. Die Kokoschale voll Rakschi d. i. Reisschnaps ging von Mund zu Munde, ebenso die Wasserpfeife, Sängerinnen kreischten, Hände klatschten, Trommeln dröhnten, Pfeifen quiekten — kurz, es war ein Zigeunerlager allerbunterster Art! Von allen Höhen schallte der Jubel zu mir herunter, aus der Tiefe des Flussbettes klang er herauf und zeigte, über welchen unerschöpflichen Herzensfrohsinn diese des Tages über so geplagten Kinder Nepals verfügen, trotzdem sie, oder vielleicht gerade weil sie von der übrigen Welt nichts wissen und nichts wissen wollen.

In Bhimpedi, am Fuße des Gebirges, geht die Fahrstraße in einen Bergpfad über; deshalb müssen alle Karrenladungen auf die Rücken von Kulis übergepackt werden, selbst wenn deren hundert zur Bewältigung eines einzigen Laststückes erforderlich sind, und so herrscht in diesem Orte auch ohne Jagdversammlung während des ganzen Winters ein reges Leben. Durch die Anwesenheit der Treiber artete dasselbe aber zu solchem Tumult aus, daß ich hier unmöglich die nötige Nachtruhe gefunden hätte. Ich suchte deshalb einen der für mich bereit gehaltenen Tragstühle auf, lohnte die bisherigen Kulis ab und ließ die Kahars unter dem Versprechen eines fürstlichen Baakschischs noch in dunkler Mitternacht den Marsch zu dem hoch über Bhimpedi liegenden Sperrfort Sissagari antreten. Nach dem schwülen, gewitterdrohenden Tage und dem ganz ungemein angreifenden Marsch durch die dunstigen Teraiwälder war es ein wahrer Genuß für mich, als ein Duzend kräftiger Kahars die Stangen, an denen mein Tragstuhl hing, packten, auf ihre Schultern schoben und dann sofort den dicht hinter dem Ort lächerlich steil emporführenden

Pfad hinaufzuklettern begannen. Schon nach wenigen Minuten sah ich die Bauernhäuser, die staubigen Straßen, bald auch die amphitheatralisch übereinander liegenden Wachtfeuer zu meinen Füßen. Das Singen, Musizieren und Händeklatschen wurde immer schwächer, das Licht der Sterne über mir immer reiner, die Luft stetig kühler und ätherischer, so daß ich mir bei dem höchst merkwürdigen Gefühl dieses Schnellemporgehobenwerdens mit einiger Phantasie ganz gut einbilden konnte, wie Margarete in der Oper gleichen Namens auf Engelsfittichen in den offenen Himmel zu schweben.

Die Kahars machten ihre Sache ganz vorzüglich. Die ganze Trägermasse glich einem Ungeheuer mit 24 Armen und Beinen, deren Füße auch im Dunkeln jeden Stein des unerhörten Weges zu kennen und zu fühlen schienen. Wäre freilich dieser Menschenknäuel ins Fallen oder Rutschen gekommen, so hätte es kein Halten gegeben, denn der Weg führte ohne jede Zickzackbiegung auf dem Grat einer Bergrippe so schnurgerade in die Höhe, daß das bei 5875 Fuß, also 2000 Fuß über Bhimpedi liegende Fort Sissagari bereits nach fünf Viertelstunden erreicht war. Der erste Blick zeigte, daß durch die Batterien dieses Forts jede Annäherung auf diesem fürchterlichen Pfade unmöglich gemacht werden kann und daß solche Annäherung nur auf einem Nebenaste des Rückens denkbar wäre.

Mir war nicht ganz behaglich zumute, denn ich hatte meinen Passierschein noch immer nicht erhalten, und es unterlag keinem Zweifel, daß ich hier danach gefragt werden würde. Bei meinem Eintreffen am Festungstore trat auch sofort ein Offizier in lehmfarbiger Khakiuniform, mit schwarzem, tellerförmigem Turban, an dem eine handgroße Goldkokarde steckte, auf mich zu, bat mich um meinen Namen und händigte mir dann bei Fackelschein einen Streifen Bastpapier ein, den langersehnten Erlaubnisschein zum Betreten Groß-Nepals! Es war ein packender, wildschöner Anblick, als im Dunkel der Nacht die trostigen, echt asiatischen Gestalten der Gorkhas mit lodern den Fackelbränden Spalier bis zum Eingang eines kleinen Kasthauses bildeten, worin ich Unterkommen finden sollte. Schon nach wenigen Minuten lag ich auf den weichen Kamelhaardecken meines Feldbettes und horchte auf das Brobeln meiner Teemaschine, die ein munteres Einzugsliedchen in das „verschlossene Land“ zu summen schien.

Haremsabenteuer und Jagdbegegnungen

Mit Sonnenaufgang marschierte mein Trupp weiter, der Pashhöhe entgegen. Ich hatte Bergschuhe angelegt und ging meinem Tragstuhl und dem lärmenden Troß voraus, so daß ich unbemerkt beobachten konnte, wie der Wachtposten des Sperrforts abgelöst wurde. Hatten mir die tabellos klappenden Gewehrgriffe der Leute in der Nacht einen recht guten Eindruck beigebracht, so sah ich jetzt etwas, was jedem deutschen Feldwebel das Herz im Leibe herumdrehen mußte. Die Ablösung kam nämlich ganz gemütlich und ohne Waffen aus dem Wachtlokal herausgebummelt, trat an den Posten heran, haßte ihm lachend und plaudernd Koppel und Patronentasche ab, schnallte sich diese Sachen nicht allzu fest um die eigenen Hüften und hob dann das Gewehr des bisherigen Postens bedächtig auf die eigene Schulter. Welche herrliche Gelegenheit zum Hervorbrechen auserlesener Kasernenhofblüten mußte hier im fernen „verschlossenen“ Lande unbenutzt verwelken.

Das zweistündige Klettern in der frischen Morgenluft schärfte meinen Appetit dermaßen, daß ich mit grimmiger Sehnsucht an meinen Frühstückskorb dachte, den sein Träger mir trotz aller Belehrungen nicht auf Schritt und Tritt nachbrachte, sondern auch bei sich behielt, als die Kulis, ihrer Dasturisitte folgend, bereits nach der ersten Marschstunde Halt machten, um sich ihr Morgenpfeifchen zu Gemüte zu führen. Ich konnte von der bewaldeten Pashhöhe aus ganz gut sehen, wie vortrefflich ihnen dort unten ihre Wasserpfeife mundete, während ihr gnädiger Herr sich oben mit Hungerpsöfchen begnügen durfte. Ich mochte rufen soviel ich wollte, sie konnten oder wollten nichts hören, denn wenn ein solcher nepalischer Jüngling einmal seine geliebte Huka im Arm und an den Lippen hat, dann ist er für alles andere taub und blind: das Rauchen scheint eine wahre Nationalleidenschaft zu sein! Hier in Nepal verfertigen sich die Leute übrigens ihre Wasserpfeifen meist aus einem halb mit Wasser gefüllten Bambusrohr, in das ein dünneres, den Tonkopf tragendes Rohr seitlich in spitzem Winkel hineingesteckt wird, während der Rauch mittels der als Mundstück aufgedrückten geschlossenen Hand aus dem dicken Rohre gesogen wird. Die in der indischen Ebene üblichen,

winkelförmig in die Erde gebohrten Rauchkanäle habe ich in Nepal jedoch nirgends beobachten können.

So sehr ich auch den armen Kerlen ihren Rauchklub gönnte, ärgerte ich mich doch, daß mein Rufen ungehört verhallte und wollte schon zu ihnen zurücksteigen, als plötzlich Stimmen an mein Ohr drangen: ich bemerkte einige holzsammelnde Männer und erblickte auch, nachdem ich den Weg noch ein Stückchen weiter verfolgt hatte, die Gesellschaft, zu der diese Kulis gehörten. Zu meiner Überraschung waren es aber zwei reisende indische Damen, die sich hier am Nordabhang der Pashhöhe auf einem weichen, gestickten Teppich zum Frühstück niedergelassen hatten und zwar angesichts eines Panoramas, wie es kaum schöner gedacht werden konnte. Im Norden glänzte in weitester Ferne die Schneedecke des Himalaja, teilweise verdeckt von dem dazwischenliegenden Bergrücken, über den mein weiterer Weg in das Tal von Katmandu führen sollte, und darüber wölbte sich ein wolkenlos blauer Himmel, während aus der Tiefe das Rauschen eines Waldstromes durch eine wilde Schlucht heraufklang. Sturmzerfetzte, bemooste Rhododendronbäume umsäumten das prachtvolle Bild. Ich wußte nicht recht, ob ich meine Gegenwart verraten und dadurch vielleicht die unverschleierte Damen in die Flucht treiben oder lieber mich selbst seitwärts in die Büsche schlagen sollte.

Hätten die mir natürlich höchst interessanten Damen nur die schöne Aussicht genossen, so hätte ich sie jedenfalls nicht gestört, aber ich verspürte einen ganz respektswidrigen Appetit, und zum Unglück trieb mir der Nordostwind von der Kochstelle her aus den Kesseln und Töpfen allerlei angenehme Düfte entgegen. Es zog mich ganz magnetisch in die Nähe der schmausenden Damen, und als mein Good morning zwanglos erwidert wurde, machte ich halt, pries die entzückende Aussicht von diesem Plage und schielte dabei mit sozusagen langgestielten Augen in einen Reistopf, aus dem ein paar weiße Hühnerbeinchen appetitlich herauschauten. War es meine verständliche Mimik oder die in Indien heimische Gastfreundschaft, genug, ich wurde sofort aufgefordert, an dem delikatsten Frühstück teilzunehmen und griff auch gleich ganz unverdrossen in die dampfenden Schüsseln. Während ich dann andächtig zuhörte und nur leise und verständnisinnig meine Kinnbacken bewegte, erzählte mir meine bronzefarbige Gönnerin, daß meine Erscheinung sie keineswegs

befremde, da man in Katmandu, von woher sie kämen, bereits allgemein von der bevorstehenden Ankunft eines deutschen Reisenden gesprochen hätte; sie selbst sei eine Lady Doctor aus Kalkutta und nach Katmandu berufen gewesen, um den Favoritinnen des Königs und des Maharadschah, denen ja kein anderer Mann zu nahe kommen darf, den zarten Puls zu fühlen. Hiermit habe sie die letzten Monate zu tun gehabt und sei nunmehr mit einem riesigen Sack voll Rupien und massenhaften Geschenken auf der Heimreise, und ich solle ja nicht versäumen, sie bei meiner Rückkehr nach Kalkutta aufzusuchen. Im Handumdrehen erhielt ich dann noch eine Menge wichtiger Winke für meinen Aufenthalt in Nepal, erfuhr, daß z. B. die Gemahlin Bam Bahadurs gestorben sei, weil sie nicht gestatten wollte, daß der Arzt der englischen Gesandtschaft sie behandle, und daß selbst Jan Bahadur nur die chirurgische, nicht aber die medizinische Heilkunst der Europäer als der einheimischen überlegen anerkannt habe. Ich verzehrte dabei gelassen ein Stück Lortz nach dem anderen und mußte schließlich noch ein paar Duzend Orangen und Paradiesäpfel annehmen, die in meinen inzwischen angelangten Tragstuhl gepackt wurden.

Dankbarlichst muß ich hierbei erwähnen, daß mir meine brünette Freundin später in Kalkutta einen längst gehegten Wunsch erfüllte, indem sie mich mit mehreren vornehmen Hindudamen bekannt machte, deren märchenhafte Schönheit sonst für jeden Europäer verschleiert bleibt, und daß sie auch die Freundlichkeit hatte, mir Zutritt in eine von ihrer Schwester geleitete Schule für Hindutöchter hoher Kasten zu verschaffen. Ich durfte sogar dem Unterricht beiwohnen, der dort sämtlichen sechs Klassen gleichzeitig in einem lustigen, von korinthischen Säulen getragenen Saale erteilt wurde, wobei sich aber die jungen Damen so elfenhaft geräuschlos benahmten, daß man kaum einen einzigen hörbaren Laut vernahm! Und doch entzifferten in der einen Ecke heiratsfähige Hindumädchen vergilbte Palmblätter voll Sanskritinschriften, in einer anderen Saalnische wurden geometrische Probleme gelöst, in der Mitte des Raumes rezitierte ein Pandit mit pechschwarzer, geölter Mähne, mit nur flüsternder Stimme, aber mit vorzüglichem, ausdrucksvollem Mienenspiel seinen schwärmerisch dreinschauenden Schülerinnen altindische Dichterworte, und am anderen Ende des Saales bemühte sich eine kleine, dicke, schwarz-

braune Lehrerin, die eine allerliebste, gar nicht schulmeisterliche, kokette Perlenrossette im linken Nasenflügel trug, ihren Kleinen die Anfangsgründe der Schreibkunst vorzumalen. Ich habe nie das Glück gehabt, mich in eine deutsche höhere Töcherschule einschleichen zu können, bezweifle aber natürlich nicht im geringsten, daß auch dort sechs Klassen in gleicher Stille nebeneinander studieren könnten. Daß mich übrigens bei meiner unerhörten Erscheinung manches Hindubackfischlein mit leuchtenden Blicken und weit geöffnetem Mäulchen anstarrte, als ob ich ein leibhaftiger Märchenprinz auf der Brautschau wäre, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Vom schönen Siffagaripaß stieg ich in prächtigster Laune zu dem Flussbett hinunter, oder, ehrlicher gesprochen, ich ließ mich im „Dändi“ recht gemächlich hinuntertragen. Das schien mir doch nach dem reichlichen Frühstück und den Strapazen der Marsche wesentlich angenehmer, als den holprigen Weg auf eigenen Füßen hinunterzustolpern. Schon nach zwei Stunden war die Talsohle erreicht. Die steilen Uferhügel, zwischen denen sich der Markusfluß hindurchschlängelt, sind terrassenförmig bearbeitet, so daß man sich an die Nebengestade der Mosel versetzt wähnen könnte. Die Erdschollen können jedoch wegen des bergigen Geländes nicht mit Pflügen bearbeitet, sondern nur mit wuchtigen Handhacken aufgerissen werden. Aber statt der Trauben mit erheiternd säuerlichem Saft reißt den fleißigen Landleuten auf diesen Terrassen der Reis, der den Nepalern nicht nur das tägliche Brot, sondern auch zur Befriedigung des Durstes nach Getränken, die nicht so entsetzlich viel Feuchtigkeit wie das Wasser enthalten, einen Labetrunk, das Rakshidestillat, liefert. In jedem Haushalt findet man aus Holz gedrehte Krüge mit diesem Elixier.

Dieses Tal von Klein-Nepal, durch das bislang jeder der spärlichen europäischen Besucher Nepals seinen Weg nach der Landeshauptstadt zu nehmen hatte, macht durch sein Gemisch von Wildheit und sorgfältigem Anbau einen ganz wunderlichen Eindruck. Bald befindet man sich in einer geröllreichen Felschlucht und wenige Minuten später in einer lachenden, fruchtbaren Landschaft voll appetitlicher, ockerfarbiger Häuser mit Reisstrohdächern, die man aber am besten nur von außen betrachtet, weil sich Hühner und Schweinchen als völlig zur Familie gehörig betrachten und sich ebensowenig wie die Familienmitglieder hinsichtlich der

Sauberkeit in Haus und Hof irgendwelchen Zwang auferlegen. Aber, wie gesagt, der äußere Eindruck der Häuser ist sehr gefällig, und die massenhaft ringsum aufgestapelten Maiskolben erwecken den Eindruck der Wohlhabenheit. Die Brücken führen in beträchtlicher Höhe über den Fluß, der während der Regenzeit wesentlich anschwillt; zur Zeit waren zahlreiche Schnüre von den Felsen des einen Ufers zu denen des anderen gespannt, an die Büschel orangefarbiger Blumen und kleine Gebetsfähnchen angeknüpft waren. Es sollte damit sowohl dem erwarteten, auf die Jagd im Terai ziehenden Maharadschah wie den Geistern des verderblichen Flusses eine Huldigung dargebracht werden, die das Landschaftsbild munter belebte.

In Marku, dem größten Ort des Tales, den ich fünf Stunden nach dem Verlassen der Sissagaripashhöhe erreichte, pflegt ein reger Verkehr von Bauernburschen zu herrschen, da hier ein farbiger Werber alle jungen Gorkhas versammelt, die Lust haben, in das englisch-indische Heer einzutreten. Nach Ablauf ihrer Dienstzeit wirken sie in ihrer nepalischen Heimat als Armee-Instruktoren, wofür sie keinen Sold, sondern nur wesentlich erleichterte Pachtbedingungen für ihr Ackerland erhalten, ein Verfahren, bei dem Nepal viel Geld für militärische Zwecke sparen würde, wenn nicht die höheren Offizierstellen ganz fabelhaft hoch honoriert würden. Freilich sind diese Gehälter nicht festgesetzt, sondern hängen ganz von Gunst und Laune des Premierministers ab, der auch dafür sorgt, daß nur diejenigen höher als zum Obersten aufsteigen, die mit ihm verwandt oder verschwägert sind. Bei plötzlichem Geldmangel in der Kasse des Maharadschah erleiden diese fürstlichen Gehälter deshalb oft plötzliche und beträchtliche Abzüge; ebenso erwähnenswert ist wohl auch, daß in Nepal ein Oberst drei Regimenter zu kommandieren pflegt. Die Dienstpflicht ist allgemein, und die Männer sind leidenschaftliche Soldaten, so daß Nepal jeden Augenblick 60—70 000 kriegstüchtige Leute zur Stelle haben kann. Das wissen die Engländer ebensowohl, wie sie die furchtbaren, natürlichen Hindernisse kennen, die es den Nepalern ermöglichen würden, ihre Unabhängigkeit zu bewahren, da diese sich im allerschlimmsten Falle unter Preisgabe von Klein-Nepal in die Gebirgslandschaften des westlichen Nepal verkriechen könnten.

Die Straße steigt von Marku aus allmählich um etwa tausend Fuß,

indem sie sich mit einem nach Norden gekrümmten Bogen in eine Tal-schlucht des zweiten Höhenzuges wendet, der Klein-Nepal von dem Katmandutal trennt, das nunmehr in seinem höher liegenden Teile merklich rauher und unfruchtbarer wird. Hier nun, etwa eine Stunde vor Tschit-long, hatte ich das Glück, einem Aufzuge zu begegnen, den ich dreist als einen der seltsamsten Eindrücke meiner sämtlichen Indienreisen bezeichnen darf.

Ich hatte meinen Tragstuhl zu einer kleinen Reparatur in Marku zurücklassen müssen, und wie gewöhnlich zogen es die Kulis vor, zusammen ebenfalls zurückzubleiben, statt mich mit dem Gepäck zu begleiten; gegen solche Eigenmächtigkeiten ist in Nepal nichts auszurichten, man muß zufrieden sein, wenn die Leute schließlich am Ziel erscheinen.

Wie ich nun so einsam meinen Weg durch die dürftigen Reisfelder verfolgte, sah ich von einer hochgelegenen Stelle aus einen Menschenknäuel nach dem anderen aus einer fernen Schlucht des sich weiterhin wieder senkenden Weges heraus und mir entgegenkommen. Ich trat etwas zur Seite und verbarg mich ein wenig hinter einem stattlichen Felsblock; mit Freudebeben wurde mir klar, daß dieser rätselhafte Zug gar nichts Geringeres vorstellte, als die Haremsdamen der in das Jagdlager ziehenden hohen Herren des Landes!

Die zarten, lieblichen Wesen, die an mir vorbeigetragen wurden, konnten mich in meinem Versteck nicht gleich gewahren, und so vermochte ich mich an den reizenden Gesichtern ganz nach Herzenslust sattzusehen, da sie fast durchweg im offenen Tragstuhl und nur etwa acht oder neun in vergoldeten Palankins mit siebartig durchbrochenen Wänden befördert wurden. Die jungen Frauen schienen eben erst dem Mädchenalter entwachsen zu sein, und ich kann mich nicht entsinnen, weder in Birma noch in Japan liebevollere Geschöpfchen gesehen zu haben. Sie sahen in ihren Dändis so munter wie in einer Wanne voll Schlagsahne, denn die zahllosen Lagen von feinstem, buschig gewelltem Seidentüll, die sich jede vornehme nepalische Dame um die Taille zu wickeln pflegt, bis sie aussieht wie eine Prima Ballerina, deren Röckchen bis zum Fußboden verlängert sind, machen beim Niedersinken der Damen tatsächlich den Eindruck von Schlagrahm oder Seifenschaum. Um die Freuden der Jagd recht vielseitig werden zu lassen, schienen die hohen Herren Nepals dem

Grundsatz: „Kein Vergnügen ohne Damen!“ recht ausgiebig huldigen zu wollen, wenigstens nahm der Zug gar kein Ende, so daß ich schließlich der Versuchung nicht widerstehen konnte, meinen photographischen Handapparat in Bewegung zu setzen, aus dem Hinterhalt auf die lieblichen Opferlämmer zu zielen und meuchlings Feuer zu geben.

Ich muß gestehen, daß ich mich meiner Handlungsweise schämte und wahrscheinlich fürchterlich räsonnieren würde, wenn jemand meine Herzallerliebste heimlich auf die Platte brächte. Aber erstens: „Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen, wenn er sich gleich dem Tode näher spinnt!“ heißt es ja wohl im Tasso, und dann sind schließlich photographische Negative für einen Reisenden, noch dazu für einen, der naturgemäß vom Neid nicht verschont bleiben kann, oft wirksamere Belege, als die heiligsten Eide.

Leider lenkte mein blinkender Kodakapparat die Aufmerksamkeit der Haremsdamen und ihrer Eunuchenumgebung auf mein Versteck. Blinkschnell hielten sich die Schönen ihren Sonnenschirm vor die Augen oder ließen die Vorhänge ihrer Tragstühle herunter, doch zum Glück so, daß wenigstens die reizenden kleinen Händchen draußen blieben, über die sie Handschuhe aus schwarzen Seidenfäden gezogen hatten, deren Kreuz- und Knotenpunkte mit blinkenden Steinen geziert waren. Gleichzeitig kam der Wächter ganz entrüstet auf mich zugeeilt, der bisher auf einem erhöhten Platz gestanden hatte, um jede Annäherung fremder Männer fernzuhalten. Mit höflichem Lächeln hielt ich ihm meinen Paß entgegen, aber wütend erklärte er, daß ich mich solchen Bildermachens in Nepal zu enthalten und vor allen Dingen das aufgenommene Bild herauszurücken hätte. Ich bedauerte unendlich, daß er zu früh käme, da das Bild wirklich noch nicht fertig sei, versprach auch, diesen Apparat nie wieder in Nepal zu gebrauchen, schwieg aber behutsam von meiner sonstigen photographischen Ausrüstung. Mit wachsender Keckheit fügte ich dann hinzu, daß ich, sobald ich nach Katmandu käme, mich beim Durbar über sein unhöfliches Benehmen beschweren würde. Ganz verblüfft über meine Zuversicht zog der oberste Wächter der holden Weiblichkeit ab, während mir keineswegs sehr wohl zumute war. Wenn in dem verschlossenen Lande Nepal meine photographischen Versuche ferner soviel Widerstand fanden, hatten alle photographischen Vorrichtungen, die ich auf der Reise mit

mir schleppte, herzlich wenig Wert für mich. So hatte ich an einem einzigen Tage zwei für mich denkwürdige Begegnungen mit der sonst so unnahbaren indischen Damenwelt, für die ich, weil sie voll soviel rührender Weiblichkeit ist, sehr beträchtliche Sympathien habe.

Meinen Schirm und Sonnenhelm hatten die Kulis in Verwahrung genommen, als aber die Sonne am schärfsten stach und blendete, waren sie damit natürlich nicht zur Stelle, so daß mir nichts übrig blieb, als einem Bauernjungen einen Korb voll Kettiche abzuhandeln, nur um mir den dichtgeflochtenen Bambuskorb als Schattenspender über den Kopf zu stülpen, weil ich bereits ganz schauerhafte Kopfschmerzen und jenes unheimliche Schwarzwerden vor den Augen verspürte, das einem Sonnenstich voranzugehen pflegt. Mit Ingrimm dachte ich auch an die köstlichen Drangen, die mit meinem Tragstuhl zurückgeblieben waren, während ich nichts bei mir hatte, um meinen brennenden Durst zu stillen, denn meine Kettiche wären mir wohl im Münchener Hofbräu aber nicht hier von Nutzen gewesen.

In Tschitlong traf ich ein ungeheures Getümmel. Auf die bereits von mir getroffenen vorausgeschickten Haremsdamen und Elefanten folgten hier die Treiber und Büchsenspanner, die in Tschitlong ihr Nachtlager beziehen sollten. Meine Augen waren aber von der blendenden Sonne so entzündet, daß sie schmerzten und ich schleunigst das Kasthaus aufsuchen mußte.

Ich kletterte die Stiege zu dem unsauberen, durch Fensterladen verdunkelten oberen Stockwerk empor und setzte mich erschöpft in eine Wandnische, um die Ankunft der Kulis abzuwarten, die mich nun schon so oft durch ihr Zurückbleiben verstimmt und geschädigt hatten; ich fühlte mich ernstlich unwohl und wußte, wie wenig mit solchen Zuständen in diesem Klima zu spaßen ist. Plötzlich klickten Ketten in dem unteren Treppenraum, Hunde kläfften, und ich hörte, wie ein paar auf der Treppe zurückbleibende Schikare, die mich in dem herrschenden Dämmerlicht nicht bemerkten, ihren auf Tiger und Leoparden dressierten Hundhunden die Ketten lösten; sofort stürmten die fürchterlichen Köter die Treppe vollends herauf und auf mich los. Die Hundewärter kreischten entsetzt auf, als sie durch meinen Zuruf meine Anwesenheit erfuhren und sprangen auch sogleich an meine Seite, um mit ihren Drahtpeitschen wie

unsinnig auf die Rüden loszudreschen, die sie auch glücklich in eine Ecke zu prügeln und wieder an die Kette zu legen vermochten. Ich hatte schon früher einmal genug von Wolfshunden in den siebenbürgischen Karpathen zu leiden gehabt und war gar nicht begierig, mit Kötern, die sonst auf Rhinocerosse losgehen, in nähere Berührung zu kommen. Die gewaltige Aufregung hatte aber wenigstens das Gute gehabt, mich gründlich in Schweiß zu bringen, worauf ich mich wesentlich wohler fühlte und auf einem Escharyeu, den die Hundewächter herbeischleppten, in Schlaf sank. Als ich aufwachte, stand mein Tragstuhl neben meinem Lager und gierig fiel ich über die Orangen her, während eine Ochsenschwanzsuppe und andere Leckerbissen aus meinem Proviantkorbe warm gemacht wurden.

In der Hoffnung, daß ich in der staubigen Pausa voll Spinnweben und Ungeziefer die Nacht zubringen würde, schleppten die Kulis mein ganzes Gepäck die Treppen herauf, erschrafen aber nicht wenig, als ich ihnen rundweg erklärte, daß ich ihr beständiges Zurückbleiben mit den für mich nötigsten Sachen satt hätte und noch am selben Abend über den Eschandragiripass bis Thantot wolle. Ganz abgesehen von der Unsauberkeit des Ortes hätte mir auch das unaufhörliche Gekläff aus Hunderten von Hundefehlen keine angenehme Nachtruhe vergönnt; deshalb bat ich den Hauptmann, der die Meute befehligte, um Beistand und brachte mit dessen Hilfe auch eine neue Kulikolonne auf die Beine, nachdem die Mehrzahl meiner Träger erklärt hatte, nicht mehr weiter gehen zu können. Ich zog es diesmal vor, mich behaglich in meinen in allen Fugen ätzenden Tragstuhl zu setzen, doch hatten es die Kahars nicht leicht, gegen den uns begegnenden Strom von Jagdhelfern anzuschwimmen, die wie ein Heerwurm von der Höhe des Eschandragiripasses auf einem überaus böseartigen, steinigen Pfad nach Eschitlong hinunterstiegen. Immer neue Mengen von Hunden und Jagdfalken wurden an mir vorbeigeführt, immer seltsamere Gestalten hoher und höchster Würdenträger an mir vorbeigetragen. Die meisten dieser Generale und Hofbeamten schienen es nämlich für das Bequemste zu halten, sich nicht in einem Stuhl, sondern gleich in einer an dieser Stange festgebundenen Wolldecke wie ein Paket über Berg und Thal transportieren zu lassen. Bisher hatte ich immer geglaubt, bei dem Durbar des Maharadschah von Gwalior die

wunderlichsten Gestalten Indiens versammelt gesehen zu haben, hier aber kam mir das meiste von dem, was Nepal an martialischen Prachtgestalten aufzuweisen vermag, wie auf einem Präsentierteller, oder richtiger in Hängematten, entgegen!

Es war ein Glück, daß die schweren Nachmittagschatten überhaupt keine Momentphotographien mehr zugelassen hätten, sonst hätte mich doch das Verbot des Photographierens unsäglich geärgert. Die bunteste Augenweide, die Indien bieten kann, zog hart bei mir vorüber, der ganze ungeheure Schwarm von Menschen, alle die seltsamen Geräte und die Berge von Lebensmitteln, die zu einem Zeltlager so vieler an glänzenden Prunk und üppiges Wohlleben gewöhnter Damen und Herren gehören. Ich mußte staunen, wieviel Kräfte allein zum Fortbewegen der zahllosen Ballen von Leinwand und des Waldes von riesigen Zeltstangen erforderlich waren, aus denen solche Zeltstadt ersteht.

Das größte Vergnügen machte mir die Begegnung mit dem zu einer solchen Jagd und Zeltloshaltung erforderlichen Kleingelde. Je tausend Rupien in verschiedenen Münzsorten waren in einen gewaltigen Sack eingenäht, der dann wie ein Heiligtum in einer Hängematte transportiert wurde. Es schienen mehr als hundert derartige vollgepfropfte Portemonnaies zu sein, deren Inhalt bei dieser Gelegenheit unter die Leute gebracht werden sollte. Hin und wieder wurde auch einem in seiner Hängematte schaukelnden Großen des Reichs ein Jagdpferd nachgezerrt, das zitternd und schaumbedeckt nur durch Anwendung von brutaler Gewalt schrittweise auf diesem abscheulichen Wege vorwärts zu bringen war; wertvollere Pferde wurden dagegen, in Sänften oder riesigen Dändis verpackt, von einer Anzahl Kulis über die Pashhöhe getragen.

So löste ein merkwürdiger Anblick den anderen ab. Ich glaube jedes Gewehr und jede Badewanne, jeden Musikanten und jede Tänzerin, kurz all und jedes gesehen zu haben, was zu dem Jagdlager über die Berge geschafft wurde. Ich konnte wirklich nicht zählen, wie viele hundert Körbe voll Orangen, Ananas und Rettiche, wie viele Hunderte von Säcken mit Reis und Käfigen voll Enten und Hühnern, oder wieviel Ziegen- und Hammelherden an mir vorbeigeschafft wurden, aber jedenfalls übertraf dieses Übermaß alle Vorstellungen, die ich mir bis dahin von einer solchen asiatischen Jagdveranstaltung gemacht hatte. Man zeigte mir z. B. allein

fünfzig Körbe mit Fasaneneiern, deren Gelbes die Damen des Hofes zur Pflege ihres schönen schwarzen Haares zu benutzen gedachten!

Auf der Pashöhe angelangt, kletterte ich aus meinem Dändi heraus, um meinen Abstieg zwischen den dichten Scharen der Heraufkommenden lieber zu Fuß zu versuchen. Ich setzte mich, um meine Schuhe wieder gegen derbere Bergstiefel zu vertauschen, auf einen Felsblock und hatte bald eine Unzahl von mich anstaunenden Bergsoldaten um mich versammelt; die Aussicht nach Süden, auf den zurückgelegten Weg lag unbeschränkt vor mir, die nach Norden war aber zu meinem grimmigen Leidwesen durch dichtes Buschwerk vollständig versperrt, und ich blickte wohl ziemlich verdrießlich auf diese üppig grünende Wand.

Während meines Schuhwechsels trat ein höherer Offizier an mich heran und gab, nachdem er gehört hatte, daß ich nur aus Wissensdrang nach Nepal gekommen sei, um die Merkwürdigkeiten des schönen Landes kennen zu lernen, einigen Gorkhasoldaten einen leisen Befehl, den diese ihren noch emporsteigenden Kameraden übermittelten. Mit wunderbarer Schnelligkeit sanken unter den wuchtigen Hieben ihrer krummen Kukri-messer die Bäume und Sträucher hinter meinem Sitz und enthüllten dort wie mit einem Zauberschlage ein Bild, das man so märchenhaft schön nirgends in der Welt zum zweiten Male finden kann.

Allerdings hatte ich ja bereits früher in den Gletscherwildnissen des eigentlichen Himalaja aus allernächster Nähe viel erschütterndere Eindrücke der Hochgebirgsschönheit empfangen, hier aber sah ich, wenn auch aus viel größerer Ferne, dafür aber um so umfassender, die großartigsten Berggestalten unserer Erde, den Gaurisankar, womit nicht etwa der Everest gemeint ist!, Kanchendshunga und Dhaulagiri als denkbar erhabensten irdischen Hintergrund, vor dem nun Groß-Nepal, das fruchtbare Thal des Bagmatistromes mit der Landeshauptstadt Katmandu, zu meinen Füßen lag. Diese blendendweiße Alpenkette am Horizont begann bereits in den letzten Strahlen der sinkenden Sonne zu glühen, und goldschimmernde Tempelspitzen lenkten meinen Blick in die Tiefe zu zahlreichen Städten und Dörfern inmitten wohlbebauter Felder, zwischen denen die Wasserläufe des Bagmati und Wischnumati und ihrer Zuflüsse blinkten. Die ganze Landschaft war von vollendetster, wahrhaft idealer Schönheit, verblasste aber bald in Nebel und Dämmerung. Nur der

Firngipfel des Gaurisankar strahlte noch geraume Zeit in rötlichem Lichte und rechtfertigte den Glauben der Nepaler, daß der furchtbare Gott Mahadeo mit besonderer Vorliebe auf diesem Berggipfel throne. Ohne die hilfreiche Pionierarbeit der Gorkhas hätte ich freilich nichts von diesem unvergleichlichen Bilbe sehen können, und es war eine wahre Herzensfreude für mich, unter so günstigen Vorbedeutungen in das sagenhafte Land zu gelangen.

Der Abstieg nach dem 2500 Fuß tiefer liegenden Thankot war in der Dunkelheit recht beschwerlich. Schlimmer aber war es, daß auch rund um Thankot jedes Fleckchen Land mit Zelten und Bambushütten des Jagdgesolges gespickt und die Luft so durch Fackelqualm verdorben war, daß auch hier ein Nachtlager kein Vergnügen für mich geworden wäre. Durch verschwenderische Anwendung von Backschisch glückte es mir, auch hier neue Träger zu gewinnen und mit diesen in tiefer Mitternacht vor meinem Standquartier in Nepal, dem Dak-Bungalo in Katmandu, einzutreffen. Allerdings zog ich mir, warm von dem strapaziösen Abstieg, in der bitterkalt werdenden Nacht während des Transportes im Tragstuhl einen bösen Rheumatismus zu, aber ich erkannte doch schon bei diesem nächtlichen Zuge durch die Straßen Katmandus, daß ich in einem überaus merkwürdigen Lande reiste, dessen Besuch die darauf verwendete Mühe in reichem Maße zu lohnen versprach.

Die Audienz bei Deb Schumscher Dschung

Der Wächter des Kasthauses in Katmandu hatte nicht erwartet, daß ich in so gewaltigen Tagemärschen dorthin kommen würde, und stand nun, aus dem Schlafe emporgeschreckt, bei meinem Eintreffen ganz verlegen mit seiner Laterne zwischen verschiedenen Farbentöpfen, die er zum Lünchen des noch recht unwohnlich aussehenden Bungalos gebraucht hatte. Zufällig bemerkte ein in der Nachbarschaft wohnender gelehrter Hindu, der noch über seinen Büchern saß, meine Ankunft und lud mich ein, in seinem Hause zu übernachten, so daß ich nicht erst mein Zelt aufzustellen brauchte, sondern mich bei einem „schnellen Tod“, wie

der Indier einen Hühnerbraten nennt, von den Strapazen und Ereignissen des Tages erholen konnte. Nach dem Essen beriet ich mit dem Indier, der dem englischen Gesandten als Dolmetscher oder „Babu“ für schwierige Dialekte diente, wie ich die mir vergönnte kurze Zeit von nur vier Wochen am zweckdienlichsten ausnützen könne.

Es ist nicht leicht, die Verhältnisse des Landes Nepal und das, was es wirklich so merkwürdig macht, in treffender Kürze zu schildern. Kann jemand, ohne selbst einmal vom Heidelberger Schloß zu den Neckarufnern hinuntergeschaut und sich dabei der glanz- und leidensvollen Tage, die dasselbe gesehen, erinnert zu haben, aus einer nüchternen Beschreibung den unsagbaren Zauber herausfühlen, den dort der dicke Efeu um die gewaltigen Ruinen verbreitet? Nepal gleicht aber in vielen Stücken einer solchen Ruine, deren Geschichte und Schicksale den Efeu bilden, durch den uns die morschen Steine in dem anziehenden Schimmer der Romantik und zugleich der höchsten wissenschaftlichen Bedeutung erscheinen.

In Nepal findet der Forscher das Land noch größtenteils in demselben Zustand, in dem das ganze nördliche Indien vor mehr als tausend Jahren gewesen ist, zu einer Zeit, als dort Brahminismus und Buddhismus Seite an Seite bestanden. Während dann aber in Indien der Islam diese beiden Kulte und ihre Religionsstätten beeinträchtigte, blieben sie in Nepal von diesem Einfluß völlig unberührt und konnten nebeneinander fortkblühen und wachsen. Dieser Umstand und Unterschied gibt dem Lande sein Gepräge, nicht minder das Gebirgsklima, das selbst die in Nepal lebenden Hindus zu strafferen, energischeren Menschen gemacht hat als die in der Ebene lebenden, auf die sie deshalb auch mit einiger Geringschätzung herabzusehen pflegen, während andererseits die strenggläubigen Brahmanen von Benares ihre Kastengenossen in Nepal ihrer lässigen Befolgung ritueller Vorschriften halber fast als Parias verachten.

Der Durbar hatte mir gestattet, außer Katmandu auch die hervorragendsten Orte in Groß-Nepal, die nicht allzu weit von dieser Stadt entfernt sind, nämlich Patan, Bhatgaon, Paschpattinath, Swajambunath und Buddhnath, zu besuchen. Ehe ich mich aber auf die Wanderschaft begeben konnte, mußte ich das Kasthaus in stand setzen lassen und mein Faktotum, ein entsetzlich stotterndes, poßennarbiges Bürschchen, zum

Koch und Kellner anlernen; er war der einzige Nepale, der sich zutraute, meinen Magen gehörig pflegen zu können, und dank meiner Konservenkiste war dies schließlich auch kein allzu großes Kunststück. Seine eigenen Leistungen, namentlich auf dem Gebiete der Mehlspeisen, will ich aber aus Rücksicht auf die zarten Nerven meiner verehrten Leserinnen lieber gar nicht schildern; der gute Mann konnte schließlich doch nichts dafür, wenn z. B. die Tibeter, in deren Kolonie Buddhnath er die Butter für mich kaufte, diese einfach dadurch herstellten, daß sie fette Yakmilch in Fellbeuteln schüttelten und dann die Butter aus dem Fell herauskrasteten, und leider konnte ich ihm nie begreiflich machen, daß mir seine (überhaupt etwas rätselvollen) Puddings viel besser schmecken würden, wenn er die Güte haben wollte, alle darin enthaltenen Haarfloeken als besonderen Gang aufzutischen. Mit sehr gemischten Gefühlen sah ich zugleich, wie sich der Freundeskreis dieses Prachtkoches von Tag zu Tag mehrte; zuerst schien nur seine eigene Frau sich von dem an jedem Morgen auf meine Kosten in die geheimnisvolle Küche geschafften Milchvorrat etwas abzugießen, bald aber erschien noch eine gute Freundin, schließlich noch mehrere, und endlich sogar ein ganzer Haufen, die mit allerlei Kübeln und Gefäßen bewaffnet waren, um von meinen zwei oder drei Litern Milch eine kleine Abgabe zu ergattern und den Ausfall sehr sinnreich durch Einträufeln von Wasser zu ersetzen. Jagte ich das unsaubere Lumpengesindel fort, so schlich es nur um den Bungalow herum und tauchte grinsend von der anderen Seite her wieder auf.

Mein Bungalow lag dicht bei dem englischen Gesandtschaftsgebäude, für das die Nepaler, als ihnen im Jahre 1816 seitens der Engländer ein „Resident“ aufgenötigt wurde, den denkbar ungesundesten Platz, einen versumpften Schindanger, abgetreten hatten, der, einige Kilometer von der Altstadt gelegen, in dem angenehmen Geruche stand, allnächtlich von bösen Geistern heimgesucht zu werden. Doch mit jener unbegrenzten Rücksichtslosigkeit hinsichtlich des Kostenpunktes, die England auf der ganzen Welt an den Tag legt, sobald es sich um eine eindrucksvolle Repräsentation dieser Nation Ausländern gegenüber handelt, war im Verlauf weniger Jahre aus dem fieberdunstenden Abdeckerplatz ein prächtiger Park, eine der schönsten Stellen des Landes, gemacht worden.

Von hier aus führte allerdings eine fahrbare Straße nach Katmandu,

doch leider waren für Geld weder Wagen noch Reitpferde erhältlich, da sich der Hof das Befahren dieser, sowie der anderen im Lande vorhandenen kurzen Fahrstraßen nach Patan und Bhatgaon als ganz ausschließliches Vorrecht vorbehalten hat. Ich mußte mich also auf beständige Fußmärsche gefaßt machen. Dieser Weg nach der Residenz wird durch einen nepalischen Posten aufs genaueste überwacht, und kein Nepale darf ihn ohne besondere Erlaubnis des Durbars beschreiten; auch ist durch Kundschafter dafür gesorgt, daß der Durbar sofort erfährt, wenn irgend ein Verdächtiger in die Residenz kommt. Es ist Tatsache, daß indische Pandits und andere Eingeborne, die im Verdacht standen, das Land für den englischen Residenten auszuspionieren, spurlos verschwanden und vermutlich kein ganz schmerzloses Ende gefunden haben.

Auf der Landstraße, in die dieser Weg mündet, fielen mir sofort einige Unterschiede zwischen Nepal und Indien auf. Ich meine nicht nur die durch Ziegelmauern und Schindeldächer viel solider wirkende Bauart der Häuser und die überaus malerischen und für Nepal höchst charakteristischen Tempel mit in mehreren Stockwerken stetig kleiner werdenden Dächern, als vielmehr ein gewisses troziges und stolzes Zurschautragen der Unabhängigkeit seitens der Männer besseren Standes und das unverschleierte Erscheinen ihrer Frauen und Mädchen, unter denen mir besonders die Newaris durch ihre absonderliche, in Indien nicht übliche Haartracht auffielen. Die Newarimädchen wickeln nämlich das gewöhnlich sehr üppige Haupthaar zu einer länglichen Rolle zusammen, die dann etwa wie eine mehr oder weniger stattliche — man verzeihe gütigst den allein zutreffenden ungalanten Vergleich — Zervelatwurst aus dem Kopfe heraussteht. Der überaus bequeme Rock dieser Newarifrauen wird durch ein Tuch gebildet, das hinten mehr als einen Fuß kürzer als auf der Vorderseite geschürzt zu sein pflegt.

Die Bevölkerung Nepals ist nichts weniger als einheitlich und man weiß von ihr nicht einmal, ob sie vier, fünf oder sechs Millionen Menschen beträgt, und ebenso kann auch der Flächenraum des Landes nur annähernd auf etwa 155 000 Quadratkilometer geschätzt werden; das von mir besuchte „Tal von Nepal“ dürfte etwa eine Viertelmillion Einwohner zählen.

Diese Bewohner Nepals stellen nun eine wahre Musterkarte der verschiedensten mongolischen und indischen Stämme dar.

Die Bevölkerung der höher gelegenen Teile des Gebirgslandes, die Bhutias, sind von den Tibetern kaum zu unterscheiden, und auch die sechs Hauptstämme der eigentlichen Eingeborenen, die ebenfalls noch in hochliegenden Gebieten lebenden Gurungs, dann die Magars, Newaris, Kirantis und Limbus sind mongolischen Stammes, dessen Rasseigenschaften auch die Parbattias, die Sprößlinge von Frauen der genannten Bergvölker und indischen Einwanderern, aufweisen. Unter diesen eigentlichen Eingeborenen von mongolischer Abstammung sind die wichtigsten die Newaris und Murmis, die aber im Jahre 1768 von den Gorkhas, einem kriegerischen, indischen Radschputenstamme von arischem Ursprung, der im Jahre 1303 von den Mohammedanern aus seiner Heimat verdrängt worden und bei diesem Ausweichen in das Bergland Nepal hineingelangt war, trotz tapferster Gegenwehr durch List überrumpelt und dauernd unterworfen wurden; diese Gorkhas sind die heutigen Herren des Landes Nepal, dessen ganze frühere Geschichte aus einer furchtbaren Reihenfolge von Blutvergießen, Greuelthaten und Verrätereien besteht, die aber mit der Herrschaft der Gorkhas keineswegs aufhörten.

Aus der Vermischung dieser beiden Bevölkerungsgruppen, der mongolischen Newaris und der aus Indien gekommenen Gorkhas, entstanden viele der heutigen Nepaleser- und Gorkhasoldaten, während sich nur die höheren Stände beider Völkerstämme ziemlich rein erhalten haben. Ganz entsprechend hat sich auch die buddhistische Religion der mongolisch gearteten Bergbewohner mit der brahminischen ihrer Eroberer zu dem sogenannten Tantrika-Buddhismus vermischt, der zwar die äußeren Förmlichkeiten beider, aber so gut wie nichts von ihrem ethischen Gehalte bewahrt hat und der schon seit alten Zeiten als Resultat der Verschiedenheit der Berg- und Talbewohner in Nepal vorhanden ist.

Ehe ich meine erste Wanderung durch Katmandu antrat, erschien ein nepalischer Offizier nebst einem Sipeu in meinem Bungalow mit der Mitteilung, daß sie den Auftrag hätten, mich meines Schutzes wegen auf Schritt und Tritt zu begleiten; mit einem gleichen Auftrage hatte sich mir aber bereits ein Dschammadar, d. h. ein Feldwebel der englisch-indischen Sikhtruppen zur Verfügung gestellt, von denen der englische

Gesandte eine Kompagnie zur Bewachung seiner Residenz in Nepal um sich haben darf, die, wie alle anderen englisch-indischen Truppen in Indien, sowohl britische wie eingeborene, in ihren Kasernen mit Soldatenfrauen zu hausen pflegen.

Diese Aufmerksamkeit glich nun freilich einer argwöhnischen Überwachung wie ein Ei dem andren und es schien, als ob beide Teile, die Nepaler wie die Engländer, hinter meinem Besuche des Landes doch noch irgendeine geheime oder gefährliche Nebenabsicht witterten. Jedenfalls konnte mir gar nichts lästiger sein als eine solche beständige und auffällige Eskorte, da ich das Land und seine Bewohner gern möglichst zwanglos besucht und beobachtet hätte; auch sagte ich mir, daß eine derartige Bewachung ganz besonders bei meinen photographischen Aufnahmen hinderlich sein müsse, erschrak aber bei dieser Erwägung in der Erinnerung daran, daß das Photographieren in Nepal für mich ja bereits zu den verbotenen Früchten gehörte.

Angesichts so vieler Beschränkungen hielt ich es für das beste, mit dem derzeitigen Staatslenker, einem Bruder des Maharadschah, persönlich zu sprechen und bat um eine Audienz, die mir auch schon für den folgenden Tag gewährt wurde; ein Adjutant holte mich dazu in einer Hofkalesche ab.

Die Fahrt ging nach Tallapatti, wo sich ausgedehnte, befestigte Palastgebäude in europäischer Bauart befinden. Dort wartete der stellvertretende Premierminister, der Höchstkommandierende der nepalischen Armee namens Deb Schumscher Dschung, nebst einer Kompagnie Gorkhas in einem inneren Schloßhofe auf mein Erscheinen, das durch Trommelwirbel und Fahnensteken begrüßt wurde, eine Ehre, die ich als nicht offizieller Besucher des Landes weder beanspruchen noch erwarten durfte. Hierauf stellte mich Seine Erzellenz einigen Generalen, seinen nächsten Verwandten, vor und führte mich dann in einen Gartensaal, in dem ein Springbrunnen inmitten eines Wasserbeckens plätscherte; zahlreiche Spiegel, reiche Vergoldungen, europäische Sofas und Lehnstühle und im Hintergrunde ein verhülltes Gestell, das ein Thron oder Himmelbett sein konnte, ließen mich ganz vergessen, daß ich hier im Herzen des halb barbarischen Staates Nepal verweilte.

Ich hielt mich nicht an die in Asien landesübliche Form, der zufolge man bei einem solchen ersten Besuche über alles mögliche andere als über

den eigentlichen Zweck desselben zu sprechen pflegt, sondern jammerte frisch darauf los, nachdem ich mich für die gewährte Erlaubnis bedankt hatte; ich erklärte, daß die mir gnädigst erteilte Erlaubnis, Nepal zu besuchen, mir nur wenig Freude machen würde, wenn ich nicht dabei auch nach Herzenslust photographieren dürfe, und erbat auch dafür die Genehmigung des Regenten. Statt einer Antwort fragte Seine Erzellenz, ein behäbiger kleiner Herr von etwa dreißig Jahren mit indischer, aber ein wenig mongolisch angehauchter Gesichtsbildung, etwas vorspringenden Wangenknochen, mit einem Kneifer auf dem eingedrückten Näschen und mit einem zarten, schwarzen Schnurr- und Knebelbärtchen, ob ich denn nicht schon unterwegs einige Damen photographiert hätte. Auf diese höchst verfängliche Frage versicherte ich, daß ich zwar, hingerissen von der Schönheit der jungen Damen, gar zu gern einen solchen Versuch gemacht hätte, daß diese aber sofort ihre Sonnenschirme dicht vor die lieblichen Gesichter gehalten hätten und daß man, trotz aller R-Strahlen, noch nicht imstande sei, durch derartige Schirme hindurch zu photographieren. Nach dieser diplomatischen Antwort willigte der Herr commander in chief halb ärgerlich, halb belustigt ein, daß ich alles aufnehmen könne, was mir an Menschen oder Bauwerken gefiele, vorausgesetzt, daß mein Begleiter jedesmal ausdrücklich seine Zustimmung dazu gäbe; diese Begleitung, zum mindesten durch einen Sipeu-Unteroffizier, sei aber wegen des unberechenbaren Volkes zu meinem Schutze ganz unerlässlich. Als das Eisen einmal so weit warm war, schmiedete ich es unverbroffen weiter, indem ich mit Dankbarkeit erwähnte, wie freundlich mich andere indische Maharadschahs durch Leihen von Elefanten bei meinen Reisen unterstützt hätten, so daß auch seine Erzellenz nicht umhin konnten, mir das Angebot eines Hofwagens zu machen, das ich natürlich mit tausend Freuden annahm, da die Straßen in Nepal wirklich entsetzlich staubig sind; bei einer späteren Audienz folgte diesem Entgegenkommen sogar noch die Zusage eines Reitpferdes für die nicht fahrbaren Wege.

Die Erwähnung der R-Strahlen lenkte unsere Unterhaltung auf allerlei moderne Fortschritte der europäischen Wissenschaft und Technik, so daß ich aus dem Vortragen gar nicht herauskam; zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß die Herrschaften nicht nur damit recht wohl

bekannt waren, sondern sogar Modelle aller Art, wie z. B. einen Kinetographen mit allem Zubehör, durch Agenten erhalten und nebst vielen anderen modernen europäischen Erfindungen in einem Museum aufbewahrt hatten.

Als ich im Laufe der Unterredung befragt wurde, bei welcher Behörde ich eine Anstellung bekleidete, erwiderte ich, daß ich in meinem Tun und Lassen vollkommen unabhängig von irgendeiner Behörde oder anderen Personen wäre, was die auf ihre Unabhängigkeit überstolzen Herren Nepaler sehr sympathisch zu berühren schien, so daß mein Verkehr in diesem Kreise nach und nach ganz zwanglos wurde. Als die Unterhaltung auf politisches Gebiet kam, wurde ich freilich einigermaßen enttäuscht, denn von einer begeisterten Bewunderung Deutschlands konnte ich beim besten Willen nicht viel entdecken, sondern mußte im Gegenteil die Herren darauf aufmerksam machen, daß sie die deutschen Verhältnisse bisher wohl nur durch die parteiisch gefärbte Brille englischer Blätter kennen gelernt hätten, die nie ermangeln, unsere nationalen Schwächen, das Überwiegen von Partei-Interessen der sich Befehdenden „Cliques“ und unsere Lauheit in großen völkischen Fragen zu Vorboten des nahen Zerfalls unseres von Haß und Neid umringten Reiches aufzubauschen und die Deutschen als Muster schlaffen Sichgehenlassens hinzustellen. Wie sehr ich es für nötig fände, daß manche meiner Landsleute ein wenig mehr deutsche, auf Ernst, Einfachheit, Geradheit bedachte, von Geckerei ferne Gesinnung betätigen möchten, verschwieg ich natürlich, gerade weil ich Nationalstolz empfinde und unseren seelischen Aufschwung erhoffe.

Die mir sichtlich wohlwollenden Herren Nepaler gaben mir alle wünschenswerten Auskünfte über die Orte, die ich besuchen wollte, wobei ich nicht unterließ, durch allerlei kleine Scherze den Appetit an meinen Besuchen zu heben. Am besten gelang mir dies wohl mit Hilfe einer Schachtel voll Teufelszigaretten, die ich Seiner Erzellenz mit der vertraulichen Bitte übergab, einem der Herren Generale eine derselben anzubieten; das reizende, aber ganz harmlose Funkengestöber, das aus dem in solchen Zigaretten enthaltenen Feuerwerksfaß plötzlich nach dem Verbrauch des Tabaks hervorsprüht, machte beinahe noch mehr Eindruck als die Vorführung meines Klappzylinders, und ein hoher Herr nach dem andern

wurde herbeigerufen, um unter lauernden Blicken der bereits Eingeweihten eine der verhängnisvollen Zigaretten zu rauchen.

Im innersten Herzen fühlte ich mich aber bei der Audienz trotz der allgemeinen Heiterkeit und aller Gunstbezeugungen doch nicht vollkommen glücklich. Meine Versuche, die Erlaubnis zu bekommen, auch andere, noch völlig unbekannte Teile Nepals, insbesondere den südlichen Abstieg des Everest, besuchen zu dürfen, schlugen fehl, und ich mußte es als eine ganz besondere Gnade betrachten, daß mir als Zugabe zu meinem Programm schließlich doch noch ein Ausflug in das nördlich von Katmandu liegende Kufannigebirge gestattet wurde, von wo aus ich wenigstens den Gebirgstock des Everest von Westen her zum Teil überschauen konnte. Da ich mich durch mein Streben nach photographischen Aufnahmen doch wohl bereits verdächtig gemacht hatte, wurde mir der Besuch dieses Kufanniberges nur unter der Bedingung keiner topographischen Aufzeichnungen vergönnt.

Etwas ist immer besser als nichts, und so verließ ich mit dankbar lächelnder Miene und zugleich wehmütig verzichtleistend den Palast, der bereits Jan Bahadur zum Aufenthalt gedient hatte. Dieser energische und einsichtsvolle Jan Bahadur Kanwar, der sich, getragen von der Gunst der einflussreichsten unter den Frauen des Königs, im Jahre 1845 vom Adjutanten zum unbeschränkten Premierminister emporschwang, ist eine höchst bemerkenswerte Figur in der Geschichte Nepals, war er doch der einzige Machthaber in Nepal, der, und noch dazu nach einer 32 Jahre währenden Regierung, eines natürlichen Todes verschieden ist, obgleich auch er nur durch die allgemein üblichen Mittel von Mord und Intrige an seinen Platz gelangen konnte, um nicht selbst ermordet zu werden; wiederholt hat er jedoch später, bei der Entdeckung gegen sein Leben angestellter Verschwörungen, sowohl von Todesstrafe wie vom Blindmachen der Schuldigen abgesehen und sich mit ihrer Verbannung aus Nepal begnügt. Nepal verdankt ihm eine Fülle wichtiger Reformen, die zeigen, wie weit sich ein ganz asiatisches Reich aus eigener Kraft zu entwickeln vermag. Allerdings ist Nepal trotz der Fruchtbarkeit seiner Täler nicht imstande, sich ohne Zufuhren von außen zu ernähren, und ebenso muß es viele andere nötige Dinge einführen, während sich seine Ausfuhr auf entbehrliche Waren, wie schöne Decken, Glocken und Bast-

papier beschränkt, solange die reichen, tatsächlich vorhandenen Naturschätze, wie Bauholz, Erze und Mineralien, unerschlossen bleiben und die für derartige Unternehmungen erforderlichen europäischen Ingenieure das Land grundsätzlich nicht betreten dürfen. In neuester Zeit widmen sich aber vornehme Nepaleser in Europa Studien, die Hebung der Landes-schätze, Verbesserung von Landwirtschaft und Viehzucht usw. zum Ziel haben.

In den Hauptstädten Nepals

In die blutigen Gewaltmaßregeln, mit denen Jan Bahadur und andere Machthaber in Nepal ihre Herrschaft erringen und behaupten mußten, wurde ich recht lebhaft erinnert, als ich am nächsten Tage der Landeshauptstadt einen Besuch machte und das niedrige, goldne Pfortchen des Hanuman Dhoka-Palastes betrachtete, durch das so mancher Große des Reichs gebeugten Hauptes in den Palast eingetreten ist, ohne je wieder daraus zum Vorschein zu kommen. Der Schauplatz der großen Mechelei vom 14. September 1846, wobei dreißig einflussreiche Gegner Jan Bahadurs niedergemacht wurden, war jedoch das Kriegsratsgebäude, der Kot, und nicht dieser Palast, vor dem, zur rechten Seite des Tores, das nur für den Maharadschah in ganzer Höhe geöffnet wird, stets ein Gorkha-Soldat ohne Gewehr mit einem langen Knüppel die Wacht hält, während auf der anderen Seite eine bunte Bildsäule des grössten Affenanführers Hanuman mit schneeweißem Gesicht unter einem riesigen roten Sonnenschirm aufgestellt ist. Schwerlich kann man sich einen interessanteren Eingang zu einem asiatischen Fürstenhof denken!

Diesem Palast gegenüber stehen auf einem weitläufigen Platz zahlreiche Tempel mit den üblichen aus mehreren Stockwerken bestehenden Dächern, deren Ausschmückung mit skandalösen Holzschnitzereien in anderen Ländern unerhört wäre und nirgends geduldet werden würde. Gelehrte Nepaleser, die ich fragte, warum derartige unpassende Szenen denn gerade an den Außenseiten von Tempeln angebracht würden, widersprachen sich recht auffällig: die einen erklärten sie als Darstellungen

der galanten Abenteuer Krischnas, sozusagen des brahminischen Liebesgottes, andere betrachteten sie als Mahnung an die Tempelbesucher, ihre weltlichen und sündhaften Gedanken hübsch außerhalb des Tempels zu lassen, und noch andere sagten ganz naiv, diese Gruppen seien dort, weil sie den Nepalern besonderen Spasß machten und die lieben Leuten zum Tempel hinzögen. Diese und andere oft sehr kunstvolle Holzschnitzereien an Tempeln und Häusern haben die Gorkhas dick mit Kalk übertünchen lassen, um ihnen den Anschein von Steinmetzarbeit zu geben; auch hieraus erhellt, wie sehr die Newaris den Gorkhas an Kulturverfeinerung überlegen waren.

Der dem Palast zunächst stehende Tempel erhebt sich auf einem Sockel aus Steinblöcken, auf denen ein Spruch in sämtlichen Sprachen Asiens eingemeißelt ist und auf dem sich, als ich ein Bild des Tempels aufnehmen wollte, sofort eine Kotte von Newaris und Gorkha-Soldaten aufstellte, die mich dann auf Schritt und Tritt umschwärmten und wie ein Wunderthier angafften.

Von ähnlichen Tempeln ist nun Katmandu, wie alle Städte Nepals, geradezu überfüllt, doch sind viele derselben unvollendet als Ruinen zerfallen; dies hängt mit dem allgemeinen Glauben zusammen, daß derjenige, der ein Werk zu beendigen wagt, dessen Unternehmer vor der Fertigstellung stirbt, demselben binnen drei Monaten in den Tod nachfolgen muß. In diesen überall verstreuten zahllosen Tempelruinen liegt eine der Ursachen, die die beiden anderen alten Hauptstädte Patan und Bhatgaon weit mehr als Katmandu zu den malerischsten Städten der Welt machen. Man darf nie vergessen, daß diese dicht beieinander liegenden Städte Residenzen von Newari-Fürsten waren, die nach Nachbarart miteinander in Unfrieden lebten und sich schädigten!

Die ganze Anlage der Stadt mit ihrem scheinbar planlos und wirr durcheinander laufenden Netz schmaler Gassen, die unter allen möglichen Winkeln zusammenstoßen und dadurch enge, winklige Plätze bilden, ist dem künstlerischen Gesamteindruck außerordentlich günstig. Überdies ist das Aussehen der Häuser im höchsten Grade malerisch und gefällig, da nur das untere Stockwerk aus ockerfarbigen Ziegeln besteht, das obere aber mit altersschwarzem, geschnitztem Holzwerk bekleidet ist. Dadurch nun, daß diese Holzwände nebst ihren Fenstern häufig schräg über die

untere Mauer hervorstehe, werden die engen Gassen nach oben hin fast überbrückt, so daß zwischen den einander gegenüberliegenden geschnittenen Dachfirsten nur ein schmaler Himmelsstreifen sichtbar bleibt. Wie außergewöhnlich phantastisch sich eine solche Stadt im Dunkel der Nacht beim flackernden Lichte hin und her getragener Lampen und Fackeln oder bei Mondenschein ausnimmt, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Und nun vergegenwärtige man sich das bunte, aus allen Stämmen Nepals und den Besuchern aus Indien, Tibet und Afghanistan zusammengewürfelte Menschengedränge, das sich früh und spät durch diese Gassen quetscht und auf dem Marktplatz oder vor den Kramläden in den niedrigen Höhlungen der unteren Häuferteile staut, aus denen plumpe Leitern in die engen, aber überraschend reich ausgestatteten Magazine der Großkaufleute hinaufführen; dazu denke man sich zugleich das Stimmengewirr und den Tag und Nacht aus allen Tempeln schallenden, betäubenden Lärm von Tamtams, Klingeln und Muschelhörnern, und man kann sich ungefähr ein Bild dieser nepalischen Städte machen. Eins freilich läßt sich mit Worten nicht gebührend schildern, das ist der Mangel an Sauberkeit auf den Gassen, auf die jeder das hinschüttet, was er in seinem Hause nicht gern sieht, und der aus dieser grauenhaften Schmutzerei entstehende, unsagbar widerwärtige Geruch, der dadurch nicht an Lieblichkeit gewinnt, daß das Leibgericht der Nepaleser tatsächlich in Fäulnis übergegangene Nettiche sind, denen ich noch schmeichle, wenn ich versichere, daß ihr Duft, wenn auch nicht an ein Veilchenbeet so doch an Schwefelkohlenstoff erinnert.

Leider entbehren die neueren, unter den Gorkhas entstandenen wenig bedeutenden Gebäude des ansprechenden Schmuckes durch Holzbildhauerwerke, und es scheint, als ob diese ganze Kunstindustrie unter den jetzigen Landesherrschern, denen die Grazien wohl nicht so hold wie den Newaris sind, für immer untergegangen ist; alle mit dem vierzehnten Jahrhundert in Nepal entstandenen bedeutenderen Bauten wurden von Newari-Königen errichtet.

Von allen Plätzen in Katmandu schien mir der am „Rot“ den bezeichnendsten Hintergrund zu haben. Ich meine damit nicht den hinter allen nepalischen Städten und Landhäusern am Horizont sichtbaren Schneewall des Himalajagebirges, sondern das an einer hohen Stein-

mauer angebrachte und pechschwarz angestrichene Niesen-Reliefbild der Todesgöttin Kali. Keine andre Figur kann besser an die zahllosen Opfer erinnern, die in Nepal von jeder Epidemie wegen der herrschenden Unsauberkeit und des schlechten Wassers hinweggerafft werden. Aber schon die im Jahre 1892 fertig gestellte Röhrenleitung, die der Stadt Katmandu aus den höheren Bergen reines Quellwasser zuführt, hat für diesen Ort hierin tatsächlich Wandel geschaffen, und die bei meiner Anwesenheit dort bereits begonnene Kanalisierung wird die gesundheitlichen Verhältnisse wohl noch wesentlich verbessern. Bis dahin hielten es die Eingebornen für einen schweren Frevel, dem Wüten der Todesgöttin durch praktischere Mittel als Opfer und Bußübungen Einhalt tun zu wollen!

Katmandu ist aber doch nicht ganz der richtige Ort, um in Nepal die Vorstellung des indischen Altertums zu gewinnen; Patan und Bhatgaon sind die Städte, wo dies in viel eindringlicherer Weise möglich ist.

Der halb-europäische Bastardstil, den die neuesten der von den Gorkhas in Katmandu errichteten modernen Baulichkeiten aufweisen, gibt dieser Stadt hier und da einige Ähnlichkeit mit einer von Engländern bewohnten indischen Stadt, wozu namentlich der östlich vor der Stadt liegende große Thandi Kahl, ein von Kasernen, Geschützgießereien und Zeughäusern umringter Exercierplatz, nicht wenig beiträgt.

Die militärischen Übungen werden genau nach englisch-indischer Schablone abgehalten, da ja die meisten nepalischen Unteroffiziere eine zehnjährige Dienstzeit in englischem Solde durchgemacht haben, wobei vorzugsweise die Stämme der Rhas und noch lieber die der Magars und Gurungs angeworben werden; dagegen sind die kriegerischen Gorkhas genötigt, sich ihren Waffenbedarf, so gut oder schlecht es gehen will, mit ihren einfachen Hilfsmitteln und ohne den Beistand europäischer Präzisionsmechanik im Lande selbst anzufertigen, da England die Einfuhr moderner Waffen in Indien durch Zollmassregeln von äußerster Schärfe fast unmöglich gemacht hat. Natürlich liegt den Nepalern unter diesen Umständen ganz besonders viel daran, neue, der modernen Technik entsprechende Feuertgewehrmodelle in die Hand zu bekommen und namentlich sollen die alle fünf Jahre aus Nepal durch Tibet nach Peking ziehenden Gesandtschaften die Übermittler derartiger Erzeugnisse der

europäischen „Kulturfortschritte“ sein. Allerdings pflegen diese Gesandtschaften in Tibet, mit oder ohne Wissen Chinas, eingedenk der Kriege zwischen diesen Ländern und Nepal nicht gerade gut aufgenommen und gelegentlich auch, jedoch merkwürdigerweise immer erst auf dem Heimwege, von Räubern ausgeplündert zu werden; Nepal sah sich sogar genötigt, seinen Gesandten beim Dalai Lama in Lhasa wegen fortgesetzt übler Behandlung im Jahre 1876 ganz abzurufen. Hätten übrigens die Engländer, als die Tibeter sie im Jahre 1792 bei einem Einfall der Gorkhas in ihr Land zu Hilfe riefen, diesen die erbetene Hilfe gewährt, so wären für sie jetzt zweifellos Tibet wie Nepal offene Länder; daß England vorhatte, das goldreiche Süd-Tibet an sich zu reißen und nur durch den Boerenvernichtungskrieg veranlaßt wurde, die Ausführung dieser Absicht zu vertagen, ist kein Geheimnis mehr.

Jedenfalls sucht sich Nepal auf alle Möglichkeiten vorzubereiten und traut England nicht über den Weg. Die äußerlich so oft betonte Freundschaft zwischen beiden Ländern kann naturgemäß nicht ehrlich und aufrichtig sein, da andernfalls Nepal wohl schon längst den Weißen seine so mißtrauisch versperreten Tore soweit wie möglich geöffnet haben würde. Die Nepaler wissen gar wohl, daß sie ihre im Jahre 1900 etwa zwanzig Millionen Mark betragenden Regierungseinkünfte ungeheuer vermehren könnten, wenn sie die in ihren Bergen, Wäldern und Feldern verborgenen Werte durch europäische Sachverständige prüfen und zutage fördern ließen; ebenso weiß die Regierung sehr gut, daß das Tal von Pokhra, das noch größer als das von Katmandu ist, durch Umwandlung der darin enthaltenen Seen in Bewässerungsanlagen ebenso fruchtbar wie jenes gemacht werden könnte, so daß auf demselben Boden jährlich zwei bis drei Ernten an Weizen und Reis eingeheimst werden könnten, aber Nepal führt lieber Getreide aus Indien ein, ehe es sich dazu entschließt, die zu den erforderlichen Vermessungs- und Regulierungsarbeiten nötigen Europäer in das Land zu lassen! „Zuerst kommen bescheidenlich Missionare mit der Bibel oder Ingenieure mit dem Messtisch, dann Kaufleute mit der Branntweinflasche und schließlich die Soldaten mit ihren Feuerschlünden“, ist das in Asien allgemeine Sprichwort in Bezug auf das Eindringen von Europäern.

Die Volksempfindung in Nepal ist noch immer die gleiche wie im

Jahre 1851, wo Jan Bahadur das Anerbieten des englischen Gesandten Erskin, gute Straßen aus Indien in das Land bauen zu lassen, mit dem Hinweis ablehnte, daß dies einen ungeheuren Volksaufstand zur Folge haben würde, obgleich er persönlich von dem Nutzen einer solchen Verkehrserleichterung ebenso überzeugt sei, wie von der Macht der Engländer, sich im Nothfalle einen Weg aus Indien nach Nepal durch die Berge hindurch bohren zu können. „Kämpfen können wir so wenig mit England, wie dies eine Kacke gegen einen Löwen kann; wohl aber kann die Kacke,“ so fügte er hinzu, „dem Löwen in einem engen Winkel die Augen zerkrachen.“

Eine große Partei unter den Gorkhas, die den Verlust der Provinz Kumaon an die Engländer nicht verwinden konnte, ging sogar so weit, jede Bewunderung der überlegenen Leistungen der Europäer und selbst die Reise Jan Bahadurs nach England, von der er später viele erfolgreiche Neuerungen heimbrachte, ingrimmig als ein folgenschweres Unheil zu betrachten und wiederholt Verschwörungen gegen das Leben dieses klugen Premierministers zu unternehmen, unter dem Vorwande, daß dieser durch das Speisen und Weintrinken mit Europäern seine Kastenvorrechte eingebüßt habe und nicht mehr fähig sei, einen leitenden Rang zu bekleiden. Jan Bahadur, der ein unendliches Vertrauen zu seinem Glückstern besessen haben muß, weigerte sich zum Erstaunen des Volkes, die Rädelsführer dieses gegen sein Leben angezettelten Komplottes hinrichten zu lassen; er glaubte sie wohl am meisten dadurch zu strafen, daß er sich im Jahre 1853 auf dem Paradeplatz ein stolzes Denkmal in Gestalt seiner vergoldeten Figur in Lebensgröße errichtete, an demselben Fleck, wo bisher ein Pulvermagazin gestanden hatte, das durch einen Blitzschlag explodiert war.

Zwischen diesem Platz und der Stadt liegt der Palast eines früheren Premierministers, des Generals Bhim Sen, neben dem sich eine etwa zweihundert Fuß hohe Säule ohne bestimmten Zweck erhebt, die vom Volksmunde kurzweg Bhim Sens Narrheit genannt wird; dieses Haus gibt durch seine Bauweise und den Gegensatz der Palmen und Bananenstäuben in seinem Garten und den in der Ferne dahinter in den blauen Himmel aufragenden schneeweißen Himalajariesen ein für Nepal sehr bezeichnendes Landschaftsbild ab. Doch auch noch in anderer Weise er-

innert dies Gebäude, der eben erwähnten Mäßigung Jan Bahadurs gegenüber, an Vorgänge, die von der bei früheren Parteikämpfen in Nepal üblichen Barbarei sprechen. Als nämlich der eben genannte Premierminister Bhim Sen im Jahre 1839 gestürzt und Ransang Pandi durch die Partei der Pandis mit seiner Macht bekleidet werden sollte, versuchte man, ihn in seinem Palast durch ausgesuchte Folterqualen zu dem Geständnis zu zwingen, bereits im Jahre 1837 einen jungen Prinzen vergiftet zu haben. Diese Maßregeln waren von beispielloser, echt asiatischer Scheußlichkeit: man beraubte ihn und seine Frauen durch ebenso schmerzhaft wie schmachvolle Quälereien des Rastenranges und marterte vor seinen Augen den mit ihm innig befreundeten Hofarzt, der an dem Giftmord mitschuldig sein sollte, an dem aber, weil er zur Brahmanenkaste gehörte, kein Blutvergießen gewagt werden durfte, indem man ihm mit glühenden Eisen die Stirne fengte, bis das Gehirn freilag, während man einem ebenso unschuldigen anderen Freunde, ohne ihn zuvor zu töten, das Herz aus dem Körper riß und ihn so in die Erde vergrub. Der greise General blieb zwar standhaft und gab die von seinen Feinden erfundene Beschuldigung nicht zu, tötete sich jedoch schließlich aus Gram über die entehrenden Beschimpfungen indem er sich mit seinem Kukrimesser die Adern öffnete. Der zu seinem Stamm gehörende Jan Bahadur rächte seinen Tod im Jahre 1846, indem er sämliche Angehörige der Pandisippenschaft im Kot zu Katmandu niedermekeln ließ, wodurch er sich freilich noch lange nicht alle Widersacher vom Halse geschafft hatte.

So dramatisch diese Abschachtung der Pandipartei auch vor sich gegangen ist, zumal dabei als Machtführerin die Königin, die Gönnerin des genialen Premierministers Jan Bahadur, in eigener Person auftrat und eingriff, so genügt wohl die kurze Erwähnung derselben, um den Leser die Empfindungen ahnen zu lassen, mit denen ich durch diese Gassen und Paläste ging; auf Schritt und Tritt raunte mir der mich häufig neben meinen beiden Wächtern begleitende gelehrte Babu das Geheimnis irgendeiner furchtbaren That zu, so daß mir der Boden der Straßen und Palasthöfe bald wie mit Blut getränkt deuchte. Auch das am meisten in die Augen fallende unter den in modernem anglo-indischen Baustil errichteten, reich mit Stuck gepuzten Gebäuden am Rani Pokri-Teich gehörte einem dieser im Jahre 1846 ermordeten Großen namens Gul

Kadunat Singh; ja selbst dieser Teich hat seine düstere Geschichte, denn in sein Wasser wurden bei Gottesgerichten die Angeklagten eine Zeitlang niedergedrückt, da man annahm, daß nur Unschuldige lebend wieder emporzutauchen vermöchten.

Die Tore und Befestigungen der nepalischen Städte sind jetzt gefallen, aber noch immer besteht die Sitte, daß sich Leute ohne Kaste, vor allem Ausfeger, Metzger und Scharfrichter, wie in Indien am Rande der Vorstädte niederlassen müssen, weshalb ein Gang um die Stadt meist nur Bilder der Dürftigkeit bietet.

Unstreitig ergeben in Katmandu die Straßen und Märkte, die Paläste und Gerichtshöfe überaus malerische Szenen, ja nicht zu vergessen die Tempel, unter denen ich den Talliju für den schönsten und besterhaltenen Hindutempel, den Bodhmandal- und Kathisambutempel für die eindrucksvollsten buddhistischen halte, während der Mehentakempel von Hindus wie Buddhisten als ihrem Kult zugehörig beansprucht und besucht wird; doch werden diese Eindrücke in den beiden anderen Newariresidenzen Patan und Bhatgaon für den Europäer dadurch noch weit ungewöhnlicher und merkwürdiger, daß dort auch nicht eine Spur von europäischem Einfluß zu verspüren ist.

Warum ich während meines Aufenthalts in den Städten Nepals keine einzige andere europäisch gekleidete Gestalt zu Gesicht bekommen konnte, habe ich bereits auseinandergesetzt. Es konnte daher nicht fehlen, daß ich überall einen sehr unliebsamen Troß von neugierigen Jungen um mich hatte, die mir namentlich bei meinen Aufnahmen durch ihr dichtes Herandrängen an den Apparat oder dadurch lästig fielen, daß sich die zuerst scheuen, allmählich aber immer übermütiger werdenden Burschen rittlings auf die Steinfiguren der Löwen, Elefanten und Ungeheuer setzten, die neben den zu den Hindutempeln emporführenden Treppen stehen. Zum Glück ließ sich der eine meiner beiden Wächter für Geld und gute Worte bestimmen, seine Aufmerksamkeit vor allen Dingen darauf zu richten, daß mir das Volk soweit wie möglich vom Halse blieb, aber immerhin sieht dadurch zum Beispiel die von mir aufgenommene Hauptstraße in Patan weit volkreicher aus als sie gewöhnlich ist.

In Patan, das nur etwa drei Kilometer von dem südöstlichsten Ende Katmandus entfernt ist, wußte ich tatsächlich nicht, wo ich meine Augen

zuerst hinwenden sollte, so unwiderstehlich sind die malerischen Reize dieser Stadt! Allerdings ist der Aufenthalt darin wegen der grenzenlosen Unsauberkeit so entsetzlich, daß mir daneben das auch nicht etwa reinliche Katmandu mit seiner Wasserleitung und mit seinen Anläufen von Kanalisation und Straßenpflaster fast wie ein Himmel erschien. Die in der Stadt gerade mit wütender Hestigkeit grassierende Cholera trug auch nicht dazu bei, Patan gemüthlicher zu machen. Die Einwohnerzahl von etwa 60 000 Seelen mag wohl bei beiden Städten gleich sein, aber trotzdem hat man sofort das Gefühl, daß Patan eine tote Stadt und für die jetzigen Bewohner viel zu groß ist, weil sich der ganze Verkehr der Hauptstadt Katmandu zugewendet hat. Man spürt, daß sich die Stadt selbst heute noch nicht von dem grauenhaften Blutbade erholt hat, das hier 1768 durch die siegreichen Gorkhas unter Prithi Narayan veranstaltet wurde, von dem alle früheren Newarireiche mit dem Wohnsitz der Gorkhas, der nach ihnen genannten Stadt Gorkha, zu dem Königreiche Nepal vereinigt wurden; allerdings muß das Gemügel und die völlige Zerstörung der Gebäude seitens der Gorkhas noch viel grimmiger in der von Patan abhängigen, unbezwinglich hoch auf einem Bergrücken liegenden Stadt Kirtipur ausgefallen sein, die in den Jahren 1756—57 nicht weniger als drei Anstürmen der Gorkhas heldenhaft widerstand und wohl niemals gefallen wäre, wenn sie sich nicht durch betrügerische Versprechungen allgemeiner Schonung und Straflosigkeit hätte blenden lassen. Dort blieb buchstäblich kein Stein auf dem anderen, und die wenigen nicht getöteten Männer, Weiber und Kinder wurden durch Abschneiden der Nasen, Ohren und Lippen geschändet; diesem Schicksal entrannen nur diejenigen, die zufällig in der Lage waren, Blasinstrumente spielen zu können und deshalb als Musiker in das Gorkhaheer eingereicht wurden.

Aber auch zahllose Ruinen und andere Spuren der Verwüstung geben der jedes fröhliche Leben entbehrenden Stadt Patan ein unsäglich melancholisches, wengleich überaus malerisches Gepräge. Der früher den Newaritempeln zugehörige und für ihre bauliche Instandhaltung dienende Landbesitz wurde von den Gorkhas eingezogen und blieb nur für die dem Gorkhakultus dienenden Hindutempel bestehen. Doch darf man ebensowenig hier wie in den anderen nepalischen Städten die zur Unterkunft von Mönchen und Pilgern dienenden Wiharas, deren es in Patan

über hundert gibt, mit zu den Tempeln zählen, obgleich auch ihre Dächer häufig in dieselben glockenförmigen Knopfspitzen auslaufen, wie die der Newaritempel; sie haben jedoch nicht den dreizackigen Spieß, das Attribut Mahadeos, zur Seite, der auf den Tempeln nicht zu fehlen pflegt, oft genug aber bei der Zerstörung der Stadt ebenso geplündert worden ist, wie die zahlreichen bei jedem Windzug erklingenden Metallglöckchen und andere als Opfergaben unter den Rändern der vorspringenden Dächer aufgehängenen Bronzegeräte. Die Hauptglocke jedoch, an der jeder Newari seinen Tempelbesuch und das Darbringen seiner Opfergabe durch Anschlagen mit einem Knüppel kundzutun hat, hängt unbeweglich in einem neben dem Tempel stehenden Gerüst, wie dies besonders deutlich auf meiner Darstellung des Deo Falli-Tempels ersichtlich ist.

Von den zahlreichen, einst von glaubenseifrigen Pilgern belebten Wiharas dienen jetzt kaum noch zehn ihren eigentlichen religiösen Zwecken, die anderen hundert sind zu Kaufmannsgewölben und Wohnungen umgewandelt, jedoch unter Innehaltung der indischen Einfamiliengewohnheit, so daß also 30—40 miteinander verwandte Kaufmannsfamilien in demselben Gebäude um einen gemeinschaftlichen Hof herum wohnen, der, wie es mir wenigstens vorkam, wohl seit Uranfang nie gereinigt worden ist; es schüttelt mich noch jetzt, wenn ich an den Anblick und Geruch dieser Brutstätten von Miasmen und Pestbakterien zurückdenke!

Der Sitz der Regierung, der Durbar, ist in den drei Hauptstädten Nepals ein überaus weitläufiges Gebäude, in dessen Innerem ein Zutreffenden für den Fremden wegen der zahllosen Höfe schlechterdings unmöglich ist. Über dem von der Straße hineinführenden Haupttor ist auch in Patan ein dem nepalischen Baustil eigentümlicher bogenförmiger Aufsatz aus Gold angebracht, in dem in getriebener Arbeit zahlreiche mythologische Figuren und Sinnbilder dargestellt sind. Auch die seitlichen Türsäulen und die als Torwächter aufgestellten Leogrhyphen ergeben mit den reichgeschnitten Holzfenstern über dem Tor und dem von einem drolligen Gottheitsbild gekrönten Doppeldach eine auffallende dekorative Wirkung. Da die Herrscher Nepals dem brahminischen Zweige der Newaris angehörten und nicht gleich der Hauptmasse von etwa zwei Dritteln der Gesamtbevölkerung dem buddhistischen, haben sie in der Nähe ihres Durbars nur Tempel ihrer Glaubensrichtung erbaut und

geduldet, so daß die sofort an ihrer halbkugelförmigen Kuppel, der Töpe, oder dem Grab kenntlichen buddhistischen Tempel zumeist in den Vorstädten ihren Platz gefunden haben, während die großen Plätze durch Newaritempel mit in drei oder vier Etagen übereinander angebrachten Dächern geziert sind.

Die allermerkwürdigsten Ausschmückungen der Hauptstraße in Patan sind jedoch einige der Zerstörung entgangene hohe Säulen, deren sehr eigenartige, an eine sich entfaltende Lotosknospe erinnernde Kapitäle als Sockel für riesige Bronzefiguren dienen; diese stellen entweder Newarikönige vor, die den Tempel, vor dem sie aufgestellt sind, erbaut haben, oder den Göttervogel Garuda, jenes fabelhafte, mit Vogelgefieder, häufig auch mit einem Papageien Gesicht ausgestattete Wesen mit menschlichen Gliedmaßen, das als Vermittler zwischen der Gottheit und den Bitten der Menschen angesehen wird und deshalb ebenfalls gegenüber einem Tempelzugang in betender Stellung angebracht ist. Überaus bezeichnend für die bei den brahminischen Völkern übliche Anschauung von der überlegenen Begabung des Mannes ist auf einem derartigen Denkmal die neben dem knieenden Newarikönig Narendra Mullah ebenfalls in betender Stellung dargestellte Königin nicht in demselben, sondern in einem beinahe winzigen Maßstabe ausgeführt, so daß das Denkmal trotz der die Herrschergewalt andeutenden ungeheuren, hinter dem hohen Paar Kerzengerade emporsteigenden fürchterlichen Kobraschlange für unser Gefühl eine etwas komische Wirkung erzielt. Allerdings könnte man auch mutmaßen, daß das weibliche Figürchen ein Töchterlein darstellen soll, für dessen Rettung aus schwerer Krankheit der nahe Tempel gestiftet wurde.

Ein wunderschönes Denkmal anderer Art, auf dem der König Bhupatindra Mullah in einer sehr seltsamen Kopfbedeckung mit Schwert und Schild nicht unter dem Schutze einer Brillenschlange sondern unter einem glockenförmigen Sonnenschirm sitzt, fand ich in Bhatgaon, ebenfalls einer Residenz von Newarikönigen, die von ihrem Nachbarherrscher in Katmandu zwar weiter als die in Patan aber auch nicht mehr als 13 Kilometer entfernt waren; sogar auf den fünfarmigen bronzenen Tempellampen, in deren Näpfschen geschmolzene Butter mit Hilfe eines Dochtes aus roher Baumwolle verbrannt wird, und die an einem Handgriff vor

den Götterbildern, denen geopfert werden soll, hin- und hergeschwungen werden, befindet sich in Nepal häufig an Stelle des in Indien üblichen Götterfigürchens ein Knieender Newarikönig mit dem Stirnzeichen des von ihm besonders hochgehaltenen Gottes auf der Stirn. Auf die malerische Linienführung und Gestalten anderer nepalischer Opfergeräte habe ich auch an anderen Stellen hingewiesen.

Die vorhin erwähnte Denkmalsäule steht in Bhatgaon neben einem Glockenstuhle auf einem Platz, den ich für den eigenartigsten nicht allein in Nepal sondern in ganz Indien, wenn nicht gar Asien, erklären möchte. Und doch kann man die Einzelheiten dieser Architekturen nicht als völlig selbständig bezeichnen, wenigstens versichern die Chinesen, daß das Vorbild der kostbaren, mit vortrefflich erhaltenen Reliefsdarstellungen des Göttervogels Garuda und siebenköpfiger Schlangen umrahmten, am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts errichteten goldenen Pforte, die sich links auf dem Bild (T. XVII) befindet und den Eingang zu dem dahinter sichtbaren Durbarpalast bildet, bereits im vierzehnten Jahrhundert im Nankaupafß in China gestanden haben soll.

Von der ungeheuren Weitläufigkeit des Durbargebäudes, das nicht weniger als 99 Höfe umschließt, gibt der auf dem Bilde sichtbare Teil keine Vorstellung, wohl aber von dem reichen Schmuck mit Holzschnitzereien, die jeden Fenstersims zieren. Zu meinem Leidwesen ist diese Aufnahme notgedrungen etwas zu kurz „exponiert“, wie der schöne deutsche Photographenausdruck lautet; die Gruppe von Tibetern, die mich auf dem Bilde umgibt, war nämlich viel zu mißtrauisch gegen die für sie unverständlichen, beängstigenden Maßregeln bei der Aufnahme, um für eine „Zeitaufnahme“ still zu halten, so daß ich das Bild in größter Schnelligkeit mittelst eines Augenblicksverschlusses machen mußte, was zwar für alle vom grellen Sonnenschein beleuchteten Teile genügte, für eine gründliche Lichteinwirkung der in tiefem Schatten liegenden Gegenstände jedoch nicht ausreichend war. Hätte ich sogenannte hochempfindliche Trockenplatten zur Verfügung gehabt, wäre es trotz der Nähe der schattenreichen Gebäude ein gut durchgearbeitetes Momentbild geworden, aber durch ein, nun ich will sagen Versehen des Händlers, bei dem ich in Kalkutta die Platten gekauft hatte, waren mir „langsame Platten“ eingepackt worden, die man eigentlich nur zu Aufnahmen ruhiger Archi-

tekturen verwenden kann. Unter Anwendung ganz besonderer chemischer Kunstgriffe gelang es mir aber doch noch ziemlich viel aus diesen ungeeigneten Platten herauszuholen.

Da es vielleicht die Amateurphotographen, sowohl Damen wie Herren interessiert, will ich bei dieser Gelegenheit noch etwas ausführlicher ver-raten, wie es bei solchen Reisen zugehen kann, wenn man gleich mir den Ehrgeiz hegt, seine Werke mit möglichst viel eigenen photographischen Federn zu schmücken.

Wie auf allen außereuropäischen Reisen hatte ich, um ganz sicher zu gehen, auch diesmal einen beträchtlichen Vorrat ganz frischer Platten der vorzüglichsten Fabriken, jede Duzendschachtel vorsorglich in eine Blech-Kapsel eingelötet, aus Deutschland mitgenommen und nebst meinen übrigen photographischen Ausrüstungskisten an einen Spediteur nach Genua vorausgesandt. Von besonderer Wichtigkeit war es mir stets, und muß es für jeden in solchen Ländern Photographierenden sein, jederzeit eine möglichst große Anzahl von in Doppelfassetten eingelegten Platten bei der Hand zu haben, da die zum Einlegen nötige Dunkelkammer nicht immer herzurichten ist; für wichtige Aufnahmen in größerem Format kommen selbstredend die Taschenkameras mit „bei Tageslicht auswechselbaren Filmspulen“ nicht in Betracht. So hatte ich denn zwanzig ansehnliche Doppelfassetten im Besitz und ebenso eine Geheimkamera, die ich unter Aufwand beträchtlicher Mühen und Kosten unter dem Beistande eines Feinmechanikers für die „Reise ins verschlossene Land“ hergestellt hatte, da die von mir früher in Indien benutzte, ebenfalls von mir selbst in Form eines vollkommen unauffälligen Kastens gebaute Spiegellkamera den Mangel besaß, daß ich darin das Bild auf der Einstellscheibe nur bis zum Augenblick vor der Aufnahme, nicht aber auch noch während derselben beobachten konnte. Ich brachte deshalb in einem durch keinerlei blinkende Metallteile auffallenden Kasten in Gestalt einer Reisetasche zwei vollständig gleiche Kameras mit genau übereinstimmenden Objektiven unter, die beide gleichzeitig von derselben versteckten Trieb-schraube bewegt wurden, entsprechend dem Bilde, das ich mit Hilfe des einen Objektivs und eines im Winkel von 45° geneigten Spiegels auf einer horizontal liegenden Mattscheibe einstellen und fortwährend beobachten konnte, während die andere Kamera ein Objektiv mit stets ge-

spanntem Verschluss und die beständig aufgezoogene Kasette mit der Platte enthielt, also jederzeit schussfertig war.

Auch der Nichtphotograph wird ermessen können, wie unbändig ich mich freute, als der Spediteur bei der Abfahrt meines Dampfers ganz ruhig erklärte, diese wichtigen Kisten seien noch nicht zur Stelle, ich möchte jedoch getrost abfahren, sie würden mir sicher mit dem nächsten Schiffe nach Ceylon nachgeschickt werden! Wie sehnsüchtig wartete ich in Kolombo Woche für Woche vergeblich auf diese Sendung! Überdies staute sich in Kolombo der Strom der nach Kalkutta Reisenden in bedenklicher Weise, da alle Schiffsplätze wegen der in Bombay damals gerade mit unerhörter Heftigkeit wütenden Pest bereits von England aus durch Beamte oder Offiziere besetzt waren, die sonst die schnellere Beförderung über Bombay vorgezogen haben würden; ich mußte es als eine Art von Wunder betrachten, daß ich auf einem ganz ausschließlich mit englischen Missionaren und deren Familien beladenen Dampfer der City-Linie ein Plätzchen fand, mit dem ich gerade noch rechtzeitig genug in Kalkutta eintraf, um die mir zum Besuche Nepals gewährte Frist wahrnehmen zu können.

Es galt nun, meinen ausgebliebenen Apparat schleunigst durch einen anderen zu ersetzen; kein einziger der in Kalkutta in den Handlungen auf Lager befindlichen Apparate war jedoch größer als Halbplatte oder hatte mehr als drei angepaßte Doppelfassetten, so daß ich ein durch beständiges Plattenwechseln höchst unerfreuliches photographisches Arbeiten vor Augen hatte. Da erfuhr ich, daß ein steinreicher Bankier als Amateur im Besitze einer überaus kostbaren Ausrüstung größten Maßstabes sei und ich war übergelückt zu hören, daß die Kamera zwölf Doppelfassetten für Platten etwas größer als 24×30 cm besaß. Angesichts des sehr beträchtlichen Wertes der dazu gehörigen großen Dallmeyer-Objektive fand ich es nicht für unbillig, daß mir eine Summe von 100 Pfund Sterling als Pfand abverlangt wurde, sondern war froh, überhaupt wieder ein brauchbares Gewehr zu besitzen; Patronen, d. h. die dazu passenden Platten besaß aber der Eigentümer nicht mehr, und auch die Photographen Kalkuttas konnten nicht aushelfen oder wollten ihren knappen Vorrat nicht schmälern; nur ein einziger Händler vermochte mir schließlich drei Duzend zu verschaffen, die er zwar als für Momentbilder

präpariert ausgab, die sich aber schließlich als zum Teil sogar bereits durch das indische Klima verdorbene „langsame“ Platten erwiesen. Außerdem hatte ich von Haus aus eine kleine Handkamera und einen Klappkodak mit, von denen die erstere schon infolge der heißen Seeluft aus dem Leim ging, und den Kodak durfte ich nach meinem allerdings etwas gewagten Attentat auf die Haremsdamen nicht mehr in Tätigkeit setzen.

Ich mußte also mit allergrößter Sparsamkeit haushalten und vor jeder Aufnahme lange überlegen, ob sie auch die schöne große Platte wert sei; und doch bot gerade Bhatgaon einen Überfluß an fesselnden Motiven! Der Grund dafür liegt darin, daß die Bewohner von Bhatgaon nicht wie die von Patan zu zwei Dritteln, sondern nur zu einem Drittel aus Buddhisten, also überwiegend aus Newaris der brahminischen Richtung bestehen, weshalb die brahminischen Gorkhas bei der Eroberung und Zerstörung der besonders durch Harh Singh im sechzehnten Jahrhundert vergrößerten und verschönerten Residenz größere Schonung walten ließen als in Patan.

Aber nicht nur die Architekturbilder sind in dieser Stadt, zumal in der Nachbarschaft des Taumari Plages und des Goldfischteiches Siddha Pokri besonders reizvoll, sondern auch die auf 50000 Seelen geschätzte Bevölkerung ist hier wesentlich ansprechender, lebhafter und munterer als in den anderen Städten Nepals. Trotz der geradezu lächerlichen Angst, die hier jedermann vor dem Photographiertwerden zu haben schien, ist es mir gelungen, aus einem Versteck eine Schar Newarimänner und Knaben während eines gemeinschaftlichen Gesanges abzubilden, den sie beim Darbringen einiger Schüsseln voll Pfeffer und anderen Opfergaben vor einem Wihara anstimmten, in dem ein berühmter heiliger Pilger Unterkommen gesucht hatte (Z. XVIII). Noch heute gellt mir das durchdringende Schreien dieser mit größter Inbrunst singenden Leute in den Ohren, worein sich das scharfe Klingen der von drei Knaben bearbeiteten kleinen Messingbecken, das Dröhnen der langgestreckten Handtrommeln und das kreischende Tuten aus langen, dünnen Kupferhörnern mischte; diese waren an langen Stäben festgebunden, damit sie nicht zusammenrutschten, denn sie bestehen, des leichteren Transportes wegen, aus mehreren ineinander schiebbaren Teilen; auf dem Bilde sind jedoch mit diesen Trompeten nicht etwa

die beiden riesigen Wasserpfeifen zu verwechseln, durch deren eiförmige Wasserbehälter zwei von den Männern ihren Tabaksrauch hindurchsaugen, statt kräftig in den geräuschvollen Chorus mit einzustimmen. Auffallend ist auch die Form der bei den Opferschüsseln stehenden dreiararmigen Lampe, an der sich, ebenso wie auf den oft mehr als meterhohen Newari-Tempellampen, eine Figur des elefantenköpfigen Weisheitsgottes Ganesch befindet, der ein sehr populärer „Gott für Alles“ in Nepal zu sein scheint.

Es ist nicht die Aufgabe dieses Buches, jedes bemerkenswerte Gebäude in den mir geöffneten Städten Nepals der Reihe nach durchzumustern; was ich gezeigt habe, dürfte genügen, um den Gesamteindruck, das für Nepal bezeichnende Neben- und Durcheinanderfluten indischer und tibetischer Volkswahrzeichen widerzuspiegeln, daß es aber auch Stätten gibt, wo diese beiden Kulturen und der mit einer jeden verbundenen Kultus in voller Reinheit zutage treten, werden die beiden folgenden Kapitel erweisen.

Der Tempel des fünfköpfigen Lingam und seine sonderbaren Heiligen

Die indo-mongolischen Bewohner Nepals huldigen entweder dem Buddhismus oder dem Brahminentum in seinen beiden Hauptformen des Schiwa- und Wischnukultus, doch sind in Nepal alle drei Religionen aufs innigste ineinandergewachsen; nicht weniger als 2733 Wallfahrtsorte, deren jeder seine besonderen Feste hat, machen dies Land zu einem ständigen Pilgerziele für Fromme aus allen Himmelsgegenden Indiens, ja selbst Asiens! Aus den rauhen Steppen Tibets kommt der buddhistische Ziegenhirt über die Himalajagletscherpässe im Norden Nepals, um seine Wollflocken und Gebetsfähnchen auf dem Swajambunathhügel bei Katmandu zu opfern, und von der fernsten Südspitze Indiens wandert der brahminische Tamule monatelang durch Regenzeit und Sonnenbrand, um sich an den Pforten des Paschpattinathtempels vor dem Nadsch-Guru, dem höchsten Brahmanen, niederzuwerfen und aus

dessen Hand von dem Bagmatiwasser zu trinken, das er in dem geheimnisvollen Tempel über das Lingamidol des furchtbaren Mahadeo gegossen hat und das dadurch heilig geworden ist.

Obgleich mich mein gastfreundlicher Babu vor dem Besuch dieses stets von Fanatikern belebten Tempels warnte, konnte ich der Versuchung doch nicht widerstehen, die für die Anhänger des Brahminentums heiligste Stelle von ganz Nepal kennen zu lernen, an der bereits im dritten Jahrhundert v. Chr. die Tochter des buddhistischen Königs Asoka dem Ganesh, dem elefantenköpfigen Gotte der Weisheit, also einer brahminischen Gottheit, den Dandotempel erbaute, der vorzugsweise von unheilbar Ausfägigen aufgesucht wird. Diese von Buddhisten auch anderen Gottheiten des brahminischen Kultus erwiesene Verehrung sollte jedenfalls zu einem verständlichen Nebeneinandergehen der beiden Newarikulte beitragen, ein Streben, das auch an dem größten Fest der Newaris jutage tritt, indem der Karren, worauf der „vierte“ Buddha in seiner Erscheinung als Mahendranath herumgefahren wird, mit den drei Augen Schiwas oder Mahadeos bemalt ist, dessen Avatarform in Nepal jedoch den Namen Bhairab führt, während seine Gemahlin Kali als Bhairavi verehrt wird.

Mein Weg führte mich von meinem Schutzhause aus in nordöstlicher Richtung durch eine Reihe zusammenhängender ärmlicher Dörfer nach Paschpattinath, dessen über alle Erwartung großartige Tempelbauten ich aber erst bemerkte als ich die daneben über den Bagmati führenden Brücken erreichte.

Ohne mich dort lange aufzuhalten und die in so früher Morgenstunde besonders zahlreich versammelten Pilger und Brahmanen durch meine Neugier zu erzürnen ging ich gelassen über diejenige der beiden Brücken, an die sich auf dem anderen Ufer eine aus 111 Stufen gemauerte Treppe anschließt, und stieg auf dieser in einen mit zahlreichen kleinen Gedächtnistempeln durchsetzten Wald, den Mrigasthalibain, hinauf. Ich irrte mich nicht in meiner Voraussetzung, daß ich von dort aus unbemerkt auf den bewaldeten Hügel gelangen könne, der dem auf einer Halbinsel an der anderen Seite des Bagmatiflusses erbauten Tempel unmittelbar gegenüberliegt. Noch ehe sich meine beiden Wächter ganz klar werden konnten, ob sie mich gewähren lassen dürften oder nicht, hatte ich im

Schatten jener Bäume bereits meine stattliche Kamera aufgestellt und das auf Tafel XXXIII abgebildete Panorama der Tempelanlage aufgenommen. Zum besseren Verständnis dieses Panoramas will ich gleich hinzufügen, daß unmittelbar vor der Treppe, die zum Außentor des Tempelhofes hinaufführt, der Bagmatistrom fließt, wie dies auf dem Bilde auf Tafel XIX ersichtlich ist; die Stufen rechts von den drei Kapellen, die Götterbilder enthalten, gehören zu dieser Treppe, die auf dem Panorama gerade vor dem Beschauer zu dem Außentor des Tempels hinaufführt; dieses wird für alle brahminischen Hindus mit Kastenrang geöffnet. Das eigentliche Tempeltor dagegen, dessen in Silber getriebene Verzierung besonders schön ausgeführt und durch ganz Indien berühmt ist, darf nur bei hohen Festen vom höchsten Brahmanen, dem Radsch Guru, durchschritten werden; dieser opfert dann dort dem Lingam, das in dem Tempelinnern als Sinnbild Mahadeos steht und das dem Tempel den Namen des „Fünfgesichtergottes“ verliehen hat. Soviel ich erfahren konnte, ist das Lingam in diesem Falle nicht nur wie sonst eine abgerundete Säule sondern auf allen vier Seiten und auch auf der Spitze mit einem gen Himmel gewendeten Antlitz verziert, um die Allgegenwart der Gottheit anzudeuten. Das Begießen wird natürlich mit äußerster Feierlichkeit vollzogen, wobei eine silberne Kanne von der in Nepal für Opferhandlungen üblichen Form und ein daran angeketteter, nie zu profanen Zwecken verwendeter Löffel benutzt wird, der ebenfalls mit mythologischen Gestalten verziert ist; vor dieser stets mit heiligem Wasser gefüllten Kanne, die mit Götterbildern und einer zum Griff gekrümmten Schlange geschmückt ist, steht eine kleine, beständig brennende Ollampe, mit der während des Begießens kreisförmige Bewegungen um das Idol vollzogen werden. Ein winziges Rännchen in derselben Form fehlt in keiner brahminischen Hauskapelle.

Vorausichtlich wird in absehbarer Zeit kein Europäer in die Lage kommen, dieses fünfköpfige Lingam zu sehen; als einen gewaltigen Fortschritt muß ich es bezeichnen, daß ich bei der Aufnahme der hier wiedergegebenen Abbildungen nicht ernstlichen Widerstand fand, denn es ist noch nicht allzulange her, daß ein englischer Gesandter in Nepal bei seinem Versuche, diese Tempelanlage abzuzeichnen, durch Steinwürfe fanatischer Pilger gestört wurde. Meine Eskorte, die sich häufig unnötig

wichtig machte, schien zu gespannt auf mein Hantieren und auch zu belustigt darüber zu sein, daß weder Priester noch Tempelbesucher von meinem Tun etwas zu ahnen schienen, um dagegen einzuschreiten. Allerdings gestand mir später ein Böhler, der Sadhu, dessen Figur in scharlachrotem Mantel, roter Kappe und mit schneeweiß getünchtem Gesicht in einer Ecke der Pilgerhalle zu erkennen ist, daß er mich während der Panoramaaufnahme nicht aus den Augen gelassen habe, in der Befürchtung, ich wolle aus meiner Maschine irgendeinen verderblichen oder verhängnisvollen Gegenstand in den Tempelbezirk schleudern und diesen dadurch entweichen.

Nahe bei dem bereits erwähnten, von Buddhisten wie brahminischen Hindus gleich hoch verehrten, dem Gotte Ganesh geweihten Tempel wurde von der Asokatochter Charumatti das nach ihr Charu Wihar genannte Frauenkloster gegründet, in dem sie selbst als Bikkhuni oder gottgeweihte Klausnerin unter Verzicht auf alle einer Prinzessin zustehenden Rechte in Dürftigkeit lebte. Deshalb wimmelt es dort bis zum heutigen Tage von derartigen Bairaginis d. h. Damen, die auf die Freuden dieser Welt verzichtet haben und das Andenken ihrer hohen Vorgängerin zu ehren trachten. Vieten schon ihre männlichen Seitenstücke, die Jogis, Dumbis, Sadhus, Kakhis, Nagas, Gosains, Bairagis, Santassis und andere Sektierer durch ihre verwahrloste oder absichtlich verunstaltete Erscheinung einen merkwürdigen Anblick, wieviel mehr diese asketischen Frauen, die sich ebenso erfolgreich unappetitlich zu machen und das Ewig-Weibliche völlig zu verleugnen verstehen. Es ist ein Schauspiel ganz ohnegleichen, das der Europäer in Indien nirgends mehr zu Gesicht bekommt, diese Böhnerinnen nackt und mit Asche bepudert oder in vergilbten Umschlagetüchern vor ihren Schlupfwinkeln hocken zu sehen, wo sie in ihrer beklagenswerten Auffassung religiöser Pflichten ihre Lebenszeit mit arbeitslosem Gebetsstammeln, mit rituellen Bädern und Opferhandlungen vergeuden. Gleich den Lilien auf dem Felde kümmern sie sich dabei nicht um ihr tägliches Brot, da es ja unter den Wallfahrern stets hinlänglich viel Gutmütige gibt, die für den Unterhalt solcher Frommen sorgen, und auch von Schneiderin oder Puzmacherin wollen sie nicht viel wissen. Ein um den Körper gehülltes Laken, zu zahllosen dünnen Schnüren geflochtenes und dann als wüster Turban auf das

Haupt gehäuftes, mit Asche bestäubtes Haar, eine Lota, d. h. eine aus einem Kürbis geschnittene Bettlerschale und ein Paar aus 51 Samenkernen heiliger Bäume zusammengereichter Ketten um Hals und Handgelenk bilden die äußeren, leicht kenntlichen Zutaten ihrer Schwärmerei.

Gerade hier in Nepal, wo die strenggläubigen Hindus ganz unter sich zu sein glauben und nicht befürchten, wie in Indien durch spöttische oder mitleidige Blicke von Europäern belästigt zu werden, feiert man die Tempelfeste noch mit all den sonderbaren Gebräuchen wie vor Jahrtausenden und zwar häufig sogar gleichzeitig von Anhängern des Brahminismus und Buddhismus. Ich greife einige Beispiele dieser Feste heraus. Nachdem die Paschpattinathpilger während des Maghmonates täglich rituelle Bäder im Bagmati genommen haben, lassen sie sich am Maghi Purnima-Feste auf Bahren nackend, aber mit brennenden Lampen und Kerzen auf Brust, Armen und Beinen herumtragen, wobei sie ihre Augen durch dunkelfarbige Gläser vor dem Lichterglanz schützen; andere Büsser laufen mit durchlöchernten Krügen voll heiligen Wassers nebenher, während das Volk sich herzudrängt, um dieses heilbringende Wasser aufzufangen und damit die Stirnen zu benehnen. Am Kartik Purnima werden dagegen diejenigen weiblichen Büsser durch ein Festmahl und eine Illumination des Tempels geehrt, die es ausgehalten haben, einen vollen Monat in den Tempelvorhallen zuzubringen, ohne andere Nahrung zu sich zu nehmen als das Wasser, das auf das Mahadeo-Idol im Tempel gesprengt wurde. Das Sitchi Jatra hat glücklicherweise seinen barbarischen Charakter verloren, denn vormals wurden die bei dem dann stattfindenden gegenseitigen Steinbombardement Getroffenen im Tempel geopfert, während jetzt die vorkommenden Verletzungen als genügende Strafen „des Fingers Gottes“ gelten. Ebenso wird am Bathia Magal statt eines lebenden Sklaven jetzt nur eine als Dämon verkleidete Holz- und Stroh puppe in Stücke zerprügelt und dann verbrannt.

Sympathischer berühren uns Feste wie das Bhai-Pudsha, bei dem die mit Brüdern bedachten Schwestern diesen ihre Verehrung zeigen, indem sie ihnen die religiösen Zeichen besonders feierlich auf die Stirn malen, ihnen die Füße waschen, Blumenketten um Hals und Schultern legen und sie mit selbstgebackenen Süßigkeiten füttern. Daneben gibt es weniger bedeutende Feste zur Erinnerung an mythologische Vorgänge,

wie das Chicha-Pudscha zur Feier der Hunde, die dann überall mit Blumen geschmückt herumlaufen, wobei eingeschaltet sein mag, daß die Nepaler weit häufiger in Begleitung ihres Hauschweinchens als eines Hundes angetroffen werden. Selbst Ochsen, Krähen und Frösche haben ihre Festtage. Mit ganz besonderem Glanze wird aber zehn Tage hindurch das Dasahra- oder Durga-Pudscha gefeiert, bei dem der Todesgöttin Kali, in ihrer heroischen Form der Kriegsgöttin Durga, Tausende von Ziegen und Büffeln geopfert werden. Auf dem Opferplatz säen dann die Brahmanen Gerste, besprengen den Platz reichlich mit heiligem Wasser und verteilen am Schlusse des Festes die inzwischen aus der Erde gesprossenen Hälmlchen als Amulette an diejenigen Pilger, die zum besten des Tempels recht tief in den Beutel gegriffen haben. Gleichzeitig findet im Palast eine Audienz für hohe Beamte und Offiziere statt, die dem Premierminister ein Geldgeschenk und dem Generalissimus ein halb so wertvolles darzubringen haben; diejenigen, welche in ihren Ämtern verbleiben, werden hierbei seitens des Premierministers durch eigenhändiges Aufmalen eines roten Stirnzeichens beglückt. —

Je höher die Sonne stieg, um so schwächer wurde der Verkehr vor dem Paschpattinathtempel, der nicht, wie die meisten in Nepal, drei Stockwerke mit kleiner werdenden Dächern, sondern nur zwei übereinander trägt, die aber reichlich mit Goldblech beschlagen sind und von herrlich geschnitten, schräg gestellten Balken getragen werden. Ganz deutlich konnte ich jetzt die einzelnen Pilger beobachten, die andächtig das Bagmatiwasser schlürften und sich damit die Stirne benetzten oder zum Bad in den Fluß hinuntertauchten und dann auf den Stufen der Ghat-Treppe die wunderlichen Leibesübungen durchmachten, durch die der brahminische Hindu die Verwandlungen des Gottes Wischnu und andere mythologische Erscheinungen nachahmt. Einer dieser wunderlichen Heiligen legte sich z. B. flach auf die Erde und krümmte dabei gleichzeitig Arme und Beine wie ein Kautschukmann, sprang dann auf, um einige Minuten auf einem Beine zu hocken, dann wieder drehte er sich, in die Hände klatschend, wie ein Kreisel herum und blieb schließlich mit hochgehobenen Händen stehen; dabei starrte er beständig nach Osten, indem er den Hymnus an die Morgenröthe murmelte, der bei jedem Bade eines Brahmanen rezitiert werden muß. Dazwischen warf er ab und zu Früchte und Blumen in den

rasch dahinfließenden Strom, die er aus einer Schale auf einen Bronzesteller schüttete, in dem eine Brahmafigur eingraviert war und den er dann über dem Wasser entleerte.

Ich darf nicht vergessen, der auf dem anderen Ufer stattfindenden Leichenverbrennungen zu gedenken, denn es gilt in Nepal als ein ganz besonderer Vorzug, hier am Bagmati, der ja der heiligen „Mutter Ganga“ zueilt, verbrannt zu werden. In früheren Jahren pflegte hier das freiwillige Verbrennen der hinterbliebenen Witwen mit dem Leichnam ihres Gatten überaus häufig stattzufinden, das aber jetzt auch in Nepal nur noch selten geübt wird, seitdem Jan Bahadur die Verbrennung von mit Kindern versehenen Witwen gänzlich verboten und es im übrigen jeder anderen Witwe freigestellt hat, noch im letzten Augenblicke von ihrem furchtbaren Vorhaben zurückzutreten, ohne deswegen Zurücksetzungen in ihrer Kaste ausgesetzt zu werden. Völlig vermochte aber selbst dieser energische Reformator Nepals den uns furchtbar erscheinenden Brauch des Witwenselbstmordes nicht zu beseitigen. Doch trogte er gern und wo er konnte den Volksvorurteilen und baute z. B. den von General Bim Sen in gigantischem Maßstabe begonnenen, nach seinem Tode aber dem Zerfall überlassenen Dschagannathtempel aus, allerdings nur mit möglichst billigem Ziegel- und Stuckmaterial, um das Törichte des Aberglaubens zu erweisen, daß solche Fortsetzung des Unternehmens eines Verstorbenen den eigenen Tod veranlasse. Der bedeutendste Lenker Nepals schaffte nach seiner Rückkehr aus England, das er kennen zu lernen für seine Pflicht hielt, im Jahre 1851 auch die bis dahin üblichen gräßlichen Leibesstrafen ab, wie das Abschneiden von Zungen, Ohren und Nasen, welches letzteres jetzt nur noch von einem betrogenen Gatten an seiner ungetreuen Ehehälfte ausgeführt werden darf, der auch das Recht hat, den schuldig befundenen Verführer mit seinem Kukriemesser öffentlich niederzuschlagen, falls dieser nicht die Schmach vorzieht, unter dem Knie des Beleidigten hindurchzukriechen und dadurch seine Kaste einzubüßen; auch kann ihn die Ehebrecherin durch die Erklärung vor dem Todesstreich retten, daß er nicht der einzige gewesen sei, mit dem sie sich vergangen hat.

Offenbar erweckte das Interesse, das ich an allen Einzelheiten der Opferhandlungen vor den in Nischen und Kapellen untergebrachten

Götterbildern, ja selbst an der Kleidung und Ausstattung der sich allmählich um mich Versammelnden nahm, eher Genugthuung als Abneigung vor meiner Erscheinung; selbst die sich stets in einigem Abstand haltenden Brahmanen schienen Vergnügen daran zu finden, mit welchem Aufgebot von Liebenswürdigkeit ich die fürchterlichsten unter den sonderbaren Heiligen, die in den Pilgerhallen und Felshöhlen der Tempelumgebung hausten, zu überreden suchte, sich in einer Gesamtgruppe von mir aufnehmen zu lassen, da mein kleiner Plattenvorrat bereits dermaßen zusammengeschmolzen war, daß ich zu dieser mir sonst ganz fernliegenden Sparsamkeit geradezu gezwungen war. Ich kannte jedoch die verschiedenen Dschatis und Sekten dieser ungeheuerlichen Erscheinungen nicht genügend, um diejenigen Leute auszuwählen, die unbeschadet ihrer Kastenreinheit in dieselbe Bildergruppe gepaßt hätten, auch überwog die Besorgnis vor dem blanken Auge des Apparates die Anwandlungen von Neugier und Entgegenkommen derart, daß der Erfolg meines höflichen Ersuchens verhältnismäßig gering blieb und mir von den meisten passiver Widerstand entgegengestellt wurde. Bei einem Rundgange, den ich unter der Führung des Sadhus mit dem schneeweiß geschminkten Gesicht zu den Unterkunftshäusern der Wallfahrer und den Standplätzen der Büsser unternahm, sträubte sich mir förmlich das Haar vor Erstaunen über die dort verborgenen Gestalten; ich hatte doch in Asien bereits so manchen wunderbaren Schwärmer kennen gelernt — wobei ich nur an jenen Gebirgsklausner erinnere, dem von einem zahmen Hirsch die Nahrungsmittel aus den nächsten Hirtenplätzen herzugeholt wurden und dessen Bild ich nebst einigen ebenso merkwürdigen büßenden Wallfahrern zu dem Bergtempel Badrinath in meinen „Indischen Gletscherfahrten“ wiedergegeben habe —, hier aber fand ich neben den abenteuerlichsten religiösen Bettlern, die sich bei diesem Tempel ein Stellbischein gegeben hatten, in allen möglichen Schlupfwinkeln Vertreter jener entschlichen, durch unglaubliche Mittel sich selber quälenden, fälschlich Fakire genannten Büsser, deren Vorhandensein von vielen Indienreisenden bereits geradezu als Märchen bezeichnet wird, weil denselben in Britisch-Indien durch Polizeimaßregeln, auch wohl durch die wenig respektvollen Blicke, mit denen die Europäer die Äußerungen ihres religiösen Wahnsinns in Augenschein zu nehmen pflegen, der Aufenthalt verleidet wird.

Für brahminische Schwärmer dieser Art ist die Bezeichnung Fakir ganz und gar nicht am Platze, sondern je nach der Art der Bußübung einer der vorhin aufgezählten Namen, während das Wort Fakir einen mohammedanischen Fanatiker bezeichnet.

Wenn ich das beigelegte Bild (T. XX) nicht selbst photographiert hätte, würde ich es kaum für möglich halten, daß es tatsächlich Hindus gibt, die unausgesetzt Tag und Nacht mit tief zur Erde heruntergebeugtem Körper dastehen und dabei mit den zusammengekrallten Fingern die Erde berühren, bis der ganze Mensch in dieser gekrümmten Stellung gewissermaßen erstarrt ist, bis seine Arme ausdörren, die Nägel der Finger durch das Handfleisch wachsen und bis das Haar wie ein zottiger Vorhang über das Gesicht herüberwächst! Die verehrungsvollen Besucher des frommen Mannes haben dann große Mühe, das Haar zur Seite zu legen, um ihm Reis, Erbsen, Früchte, Gebäck oder andere Lebensmittel in den Mund zu stopfen, die auf einem Deckchen vor ihm niedergelegt wurden. Andere wieder ziehen es vor, stets einen Arm — oder gar beide — mit geballter Faust in die Höhe zu strecken.

Der tiefste Sinn all dieser uns wahnwütig vorkommenden Selbstquälereien ist die urbrahminische Anschauung, daß die Seele des Menschen nach dessen Abscheiden in eine Form übergeht, die den letzten Gedanken des oft doch ganz unvorbereitet vom Tode Ereilten entspricht, also beim Wütergrimmten in einen Tiger, beim Sanften in eine Taube oder gar eine Blume. Die Büsser aber wollen durch ihr beständiges Schweigen und ihre Leistungen die Geduld und Inbrunst dartzun, mit der sie unablässig an gar nichts anderes als an ihre Gottheit und das derselben abgelegte Gelübde denken, durch festen Willen über alle menschlichen Leidenschaften und Wünsche zu triumphieren, sich durch reuevolle Selbstqual zu reinigen und zur Erkenntnis der geistigen Güter der Menschheit zu gelangen, um kein nochmaliges irdisches Dasein durchmachen zu müssen. Schon beim Denken und stillen Hersagen von heiligen Versen aus der Gayatri ist jeder Brahmane verpflichtet, sich die Ohren mit Baumwolle zu verstopfen, die Augen zu schließen, mit den Fingern der linken Hand das linke und nach einem tiefen Atemzuge durch das rechte Nasenloch auch dieses mit der Rechten zuzudrücken, um während dieser Gedanken völlig ungestört nur die Gottheit allein zu empfinden. Von welcher Hoheit

und dichterischer Kraft aber diese Mantras erfüllt sind, geht z. B. aus folgender Strophe hervor:

Wer ist der, dessen Größe dies Gebirg',
 Das Meer verkündet mit dem fernen Strome,
 Des Arme sind die Himmelsregionen —
 Wer ist der Gott, dem wir mit Opfern dienen?

In diese Gruppe der Stellungsbüßer, wenn ich sie so respektswidrig nennen darf, gehört auch der T. XX dargestellte, der wirklich ein Künstler genannt werden darf, denn es gehört schon immerhin einige Akrobatenkunst dazu, unentwegt auf einem einzigen Beine zu hocken, während der Unterschenkel des anderen in die Kniekehle dieses Standbeines eingeschlagen ist. Der Umstand, daß vor jedem dieser Asketen ein Deckchen ausgebreitet ist, auf das die staunenden Mitbürger Kupfermünzen oder Lebensmittel niederlegen, die dann der für den Büßer sorgende Guru mit sichtlichem Eifer einsammelt oder beiseite schafft, legt freilich den Gedanken nahe, daß oft genug weniger ein tiefreligiöser Entschuldigungs- und Selbstbeherrschungsdrang als vielmehr der Wunsch nach einem arbeitslosen und doch einträglichem, noch dazu vom Nimbus des Märtyrers verklärtem Leben für verworrene Köpfe den Anlaß zu einem so romanhaften Dasein geben mag; hierfür spricht auch die Tatsache, daß der mit kleinen Fähnchen gekennzeichnete Platz, an dem sich ein solcher Bairagi aufhalten und gezeigt hat, nach seinem Weggange oder Tode an denjenigen Selbstquäler, der am meisten dafür bietet, verpachtet wird.

Andere Selbstpeiniger nehmen die Schmerzen zu Hilfe, die stechende, schneidende oder brennende Gegenstände hervorbringen können, um ihre Gleichgültigkeit gegen die Leiden dieser Welt zu beweisen — oder um die mitleidige Freigebigkeit ihrer Landsleute anzurufen. Bairagis, die auf den scharfen Spitzen langer eiserner, aus einem Brett aufragender Nägel kauern oder liegen, sich an scharfen, durch die Rückenmuskeln gezogenen Haken an Gerüsten von mehr als zwölf Meter langen Stangen aufhängen und daran hin- und herschwingend bei den Festen hinter den Tempelkarren durch die Städte fahren lassen oder die gleich den Schinto-Feuerpriestern in Japan und den Wundermännern auf den Fidshi-Inseln über glühende Holzkohlen einhergehen, dürfen sich zwar neuerdings in Indien nicht mehr öffentlich zeigen; solche aber, die trotz stehender

Sonne unausgesetzt über ein Feuer gebeugt dastehen, habe ich wiederholt gesehen. Der von mir L. XXI photographisch wiedergegebene ist deshalb besonders bemerkenswert, weil er gewissermaßen noch in der Ausbildung begriffen ist, das heißt, er stützt das eine Knie und seine Arme auf ein an Seilen hängendes Trapez, bis er gelernt hat, vollkommen frei auf dem anderen Beine zu stehen und sich dabei von den vor ihm brennenden Holzschreien schmoren zu lassen; manche dieser Büsser, oder genauer deren Wärter, richten sogar heimlich Affen ab, neues Brennmaterial nachzulegen, was ihnen in den Augen des Volkes vermehrte Heiligkeit verleiht.

Es steht fest, daß sich in Südindien bei den zu Ehren der Bhadrakali veranstalteten Schwingfesten arme Leute gegen gute Bezahlung dazu hergegeben haben, sich zur Wiederherstellung Kranker oder zur Entsündigung Verstorbener eine halbe Stunde und länger in der vorhin geschilderten Weise schwebend um den Tempel herumfahren zu lassen; zuvor war es üblich, das Opfer durch reichlichen Genuß von Toddy zu be rauschen und durch Schläge auf den Rücken dessen Fleischteile zum leichteren Einführen der Haken möglichst stark anschwellen zu lassen, doch wurden gewöhnlich neben den Haken auch noch ein paar Gurte zum Erleichtern der Körperlast angebracht. Auch bei dem Schwingen eines an den Füßen aufgehängenen Asketen über einem Feuer sind allerlei Vorbereitungen üblich, um diesen nach Möglichkeit zu schonen: die Schlingen, in denen die Füße eines derartigen Büssers stecken, sind gepolstert und so weit, daß der Büsser die Unterschenkel hindurchstecken und in den Kniekehlen hängen kann, wenn ihm das Feuer gar zu nahe kommt, auch wird ihm von seinem Guru ein Tuch glatt über den Haarschopf und Schädel gebunden, das dann ebenso wie der ganze Körper mit einer dicken Schicht eines Breies aus Asche und Wasser übertüncht wird, die nach dem Trocknen als dichte, die Wärme schlecht leitende Kruste die Haut vor der Hitze der Flammen beschützt.

Für mich ist es gar keine Frage, daß viele dieser Sonderlinge aus völlig lauterem Beweggründen handeln und ähnlich den Sanyassis denken, die freiwillig auf ihren Reichtum und Wohlleben verzichten, um sich als Besitzlose nur noch religiösen Betrachtungen hinzugeben und von dürftigen Almosen zu leben und die man nicht ohne weiteres zu faulen Bettlern und Tagedieben rechnen darf. Die Lehre des Brahminentums,

daß die Götter durch Opfer und Bußübungen sogar zu gewissen Gnadenbeweisen gezwungen werden können, treibt viele von Unglück Bedrohte zu solchen Maßregeln, die nur unserem Gefühl als unbegreiflich und abgeschmackt, dem Hindu aber als höchst zweckmäßig erscheinen. Amtlich verbürgt ist z. B. die Leidenszeit, der sich Schundra Bela, eine junge Indierin, freiwillig unterzog, als ihr an einem Tage der Vater und der angelobte Gatte durch den Tod entrisfen wurde, und die zunächst durch eine sieben Jahre dauernde Wallfahrt zu allen heiligen Stätten Indiens Erlösung von ihren Sünden zu finden versuchte, die nach der Volksanschauung diese Verluste verschuldet hatten; daß in solchen Fällen die Pilgerschaft durch die erstaunlichsten Erschwerungen, durch Kriechen, Hüpfen oder Rollen, durch Vermeiden von Hinsetzen oder Hinlegen zu einem qualvollen Bußgange verschärft wird, gilt als Regel. Als die junge Witwe aber auch dadurch ihre Seelenruhe nicht wieder gewann, strafte sie sich im Gefühl ihrer vermeintlichen Schuld dadurch, daß sie während der Tageshitze zwischen fünf Feuern hockte, während sie die Füßen Nächte bis an den Hals im Wasser stehend zubrachte. Auch die Willensübungen des Gosain Pranpuri, der den Drang spürte, zum Nadsch-Jogi erhoben zu werden, sind behördlich bezeugt: volle zwölf Jahre seines Lebens brachte dieser regungslos auf einem Fleck stehend zu, in den zwölf folgenden hielt er auch noch die Arme empor, ließ sich dann $1\frac{1}{4}$ Pahr (oder $3\frac{3}{4}$ Stunden) an den Füßen im Geäst eines heiligen Bobaumes hängend über einem Ruchdüngerfeuer hin- und herschwingen und schließlich sogar noch ebensolange aufrecht in eine trockene Sandgrube einscharren!

Bei diesem Eingrabenlassen kommen wahrscheinlich seitens der Bairagis Kunstgriffe in Anwendung, die auch die asketischen, sich mit unablässigen Grübeleien zermarternden Jogis benutzen, um möglichst wenig durch physische Lebenstätigkeiten von ihrer unausgesetzten Vertiefung in das höchste Wesen und dem unhörbaren Flüstern der mystischen Worte Om Scham Bam Lam Ram Yam Ham abgelenkt zu werden. Die Kunst, den eingezogenen Atem erstaunlich lange, jedenfalls länger als drei Stunden hindurch, im Organismus aufzuspeichern und damit auszukommen, ist meines Wissens der einzige Punkt, der erlaubt, von „Wundern“ zu sprechen, die den indischen Jogis möglich sind. Professor Preyer hat

sich auf Grund des dürftigen wissenschaftlichen Materials eines noch dazu überaus seltenen Buches von dem englischen Arzte Dr. Paul: A treatise on the Jogi Philosophy mit dieser physiologisch bedeutsamen Fertigkeit der Jogis in seiner Schrift „Über die Erforschung des Lebens“ beschäftigt und hat auch nicht verfehlt, mich um Mitteilung meiner Beobachtungen auf diesem Gebiete zu ersuchen, doch mußte ich bekennen, daß ich bei dem öffentlich zur Schau gestellten eingegrabenen Bairagi, den ich gesehen habe, eine Täuschung des Publikums nicht für ausgeschlossen und eine künstliche Luftzuführung für wahrscheinlich halte. Nur eine sorgfältige wissenschaftliche Prüfung könnte hierüber Licht bringen. Auch an eine Verminderung oder gar eine völlige Aufhebung der Schwerkraftwirkung und an die „Levitation“ anderer Naturgesetze, die von den Radsch-Jogis bewirkt werden soll, vermag ich nicht gleich einigen zum Spiritismus neigenden Indienreisenden zu glauben; unter diesen geht die Russin G. P. Blawasky sogar so weit, von der plötzlichen Tötung eines Tigers nur durch das „Wort“ eines Jogis zu erzählen, der sie beigewohnt haben will!

Trotz der allergrößten Mühe konnte ich in ganz Indien nicht einen einzigen dieser in die Ferne wirkenden Radsch-Jogis zu Gesicht bekommen; auch die von dem Amerikaner Bancroft beschriebenen sensationellen Wunder scheinen mir doch nichts anderes als geistreiche Taschenspielerkunststücke gewesen zu sein. Welchen Reiz aber das Studium der Geheimlehre dieser Jogis zu entwickeln vermag, zeigt das Beispiel des englischen Hauptmanns Seymour, der in der Überzeugung, daß ihn die Brahmanen sonst niemals in die letzten Geheimnisse der Jogimanie einweihen würden, sogar zum Brahminenglauben übertrat, sich genau wie ein indischer Sanyassi kleidete und wie ein solcher benahm; von den englischen Behörden wiederholt eingefangen und ins Irrenhaus gesteckt, kehrte er immer wieder nach Indien zurück, um dort als „Jogi“ zu sterben.

Zu der Fähigkeit, das Atembedürfnis lange Zeit unterdrücken zu können, trägt sicherlich die an ein traumhaftes Pflanzendasein erinnernde Lebensweise der Jogis viel bei: ihr Schweigen oder sehr leises Sprechen, Mangel jeglicher Körperbewegung, überaus spärliche, ausschließlich aus Milch, Reis und Honig bestehende Nahrung und die Vermeidung aller Gewürze. Auch darf man nicht vergessen, daß ein Jogi seine Zunge

durch 24 Einschnitte und melkende Einreibung von Öl derart zu verlängern pflegt, daß sie nach hinten umgeschlagen werden kann, um Stimmriße und Kehldedeckel mit der Zungenspitze zu verschließen, nachdem Lunge und Magen mit Luft angefüllt und die Ohren mit Baumwolle versperret sind. Durch beharrliches Schielen nach seiner Nasenspitze soll dann ein solcher Jogi die Tätigkeit der Sinne fast gänzlich aufhören lassen können.

Kommt ein hervorragender Gosain oder Jogi als Wallfahrer nach Paschpattinath, so werden ihm ganz besonders hohe Ehren erwiesen; es ist ein wahrhaft märchenhafter Anblick, in dunkler Nacht im Scheine flackernder Lampen und Fackeln derartige durch Askese ausgemergelte, malerische Gestalten mit untergeschlagenen Füßen, deren Sohlenflächen dabei nach oben gedreht sind, in den Pilgerherbergen oder auf den Märkten auf erhöhten Plätzen sitzen und mit leiser Stimme lehrreiche Worte an das lautlos aufhorchende, nicht weniger malerisch wirkende Volk richten zu sehen. Beim Abschied vom Tempel erhält ein solcher berühmter Gosain vom Radsch-Guru zur Erinnerung an Nepal ein merkwürdig ausgearbeitetes Armband; da ich eine solche Seltenheit besaß, kann ich sie im Bilde (T. XIX) vorführen, es würde aber nötig sein, eine vollständige indische Mythologie zu schreiben, wenn ich die Bedeutung der zahllosen winzigen Figürchen, Gottheitstribute und Symbole auseinandersetzen wollte, die sich rund um das Armband befinden. Die bedeutungsvollste dieser Darstellung ist die auf einem aus Schlangen gebildeten Lager ruhende Trimurti, die Götterdreieheit des Brahminentums: Brahma, Schiwa und Wischnu, auf deren Seiten sich der Götterstier Nandi und Schiwas Dreizack erheben.

Das Tibeterdorf Buddhnath

Mit wachsendem Entsetzen bemerkte ich eines Nachts, als nur noch wenige Tage der mir zum Aufenthalt in Nepal vergönnten Gnadenfrist vor mir lagen, daß ich von einer rätselhaften Krankheit ergriffen wurde, die sich durch Fieber und Krampfanfälle, furchtbare Übelkeit und beängstigend zunehmende Schwäche äußerte.

Meine Lage war wirklich äußerst kritisch, da ich buchstäblich der einzige Europäer im ganzen Lande Nepal war und auf keinerlei Beistand rechnen durfte. Ich hatte nicht die mindeste Ahnung, wie ich mir das Übel zugezogen hatte: war es eine Ansteckung in einem von der Cholera durchseuchten Hause in Patan, hatte mir mein unsauberer Koch irgendeinen ungesunden Leckerbissen in seinen grünspanigen Kesseln zusammenschmort, oder war es gar ein Vergiftungsversuch eines Raubgierigen, der sich meiner geringen Habe bemächtigen wollte? Mit Schaudern dachte ich daran, wie ich bei einer früheren Indienreise einen wohl von seinem Diener vergifteten Reisenden durch beträchtliche Dosen von *Nux vomica* und einige Schüsseln Milch gerettet hatte, aber daß mir selbst so niederträchtig mitgespielt werden sollte, wollte mir gar nicht in den Sinn. Zum Glück hatte ich auch diesmal etwas *Nux vomica*-Tinktur bei mir, nach deren Anwendung ich in kläglichster Verfassung meiner Teemaschine zuhumpelte und mir einen siedend heißen Tee braute, den ich mit einem nicht allzu knappen Schuß Kognak versetzte, um die Wirkung eines türkischen Bades zu erzielen, was freilich erst nach dem Genuß einer ziemlich ansehnlichen Menge der dampfenden Flüssigkeit gelang.

Nach einem Erholungstage konnte ich bereits daran denken, die für mich sehenswerteste Stelle Nepals aufzusuchen, das Dorf Buddhnath, wo diejenigen Tibeter ihre Wohnsitz haben, die während ihres Winteraufenthaltes in Nepal Katmandu besuchen wollen, um dort Goldkörner, Türkise, Achate, Rubine und andere edle Steine sowie heilkräftige Gebirgskräuter zu verhandeln, oder was sie sonst in ihrer rauhen mineralreichen Hochlandsheimat und während ihres Marsches durch das Gebirge gesammelt haben. Der Hauptbestandteil ihrer auf Schafen beförderten Karawanenlasten ist jedoch das Kochsalz, das den Tibetern die gerechte und gütige Natur zum Ersatz der in ihrem Lande auf weite Strecken fehlenden Vegetation als Kristallschaum an den Rändern der Salzseen erblühen läßt. Auch die buschigen Schweife der tibetischen Grunzochsen und die aus ihrem Haar gewebten zähen Decken sind Handelsartikel, die aber im allgemeinen nicht für Geld, sondern gegen Getreide umgetauscht werden; dieses wird dann in die entleerten Salzsäcke verpackt und ebenfalls auf den Rücken von Schafen nach den angrenzenden

den Theilen Tibets geschafft, wenn die Tibeter mit Beginn des Sommers dorthin zurückkehren.

Mein Marsch nach Buddhnath hätte mir, wäre ich mit tibetischen Eigenheiten nicht bereits vertraut gewesen, wie ein Ritt in romantisches Märchenland erscheinen müssen, denn schon aus weiter Ferne starrten mir die Riesenaugen Adi Buddhas entgegen! Ohne sonstige Andeutung von Gesicht waren sie auf jeder Wand des schneeweiß getünchten viereckigen Turmes, des Thoran, angemalt, der auf solchen halbkugelförmigen tibetischen Schaitas aufgemauert zu sein pflegt. In Buddhnath hat diese ebenfalls weiß gestrichene Schaita oder Schait, wie man in Nepal statt des Sanskritausdruckes für Dagoba sagt, etwa hundert Fuß im Durchmesser, und ihre Halbkugelform soll, wie alle diese Buddhisten-Dagobas, an eine Wasserluftblase und dadurch an die schnelle Vergänglichkeit unseres irdischen Daseins erinnern. Wo immer man in der Umgebung eines solchen Turmes geht oder steht, schaut dieses ungeheure, freideiweiße oder schwefelgelbe Vollmonds Gesicht ohne Mund, Nase und Ohren auf uns herunter, als ob es höhnisch über die Nichtigkeit alles menschlichen Treibens lächle, zugleich aber ohne Worte die Allgegenwart von Buddhas unerfaßlichem, allwissenden Geist in Erinnerung bringen wolle. Einen „Gott“ kennt der Buddhist nicht, also auch keine Tempel und Priester!

In Buddhnath traf ich gleichzeitig mit einer eben aus Tibet anlangenden Karawane vor dem Schait ein, die außer Salz auch Tee mitbrachte, der allerdings für Feinschmecker nur mit einiger Vorsicht genießbar gewesen wäre. Zur Ausfuhr nach Tibet und Nepal wird nämlich im westlichen China Tee aus für den Europa-Markt wertlosen Blättern des Teebushes hergestellt, indem diese gedörrt und in Fuchsfell verpackt werden; die Pakete werden dann in Ziegelform gepreßt und auf Grunzochsen verladen. Wie appetitlich dieser Tee stundenlang unter Zusatz von gerösteter Gerste, Salz und Butter gekocht wird, habe ich in meinen „Indischen Gletscherfahrten“ ausführlich geschildert.

Wie auf meinen früheren Himalajareisen in den tibetischen Grenzländern Garwal, Kumaon und Sikhim schien ich auch in Nepal bei den Tibetern auffallend viel Glück zu haben; von den Frauen schweige ich natürlich. Je mehr ich nämlich in Asien reiste, um so komischer wirkte das ganze Treiben der dortigen heiter-naiven Welt auf mich ein, so daß

ich aus stillem Lachen selten herauskam — und die Tibetaner samt ihren Stammverwandten lieben zufällig ein fröhliches Gesicht über alles! Ein Melancholikus, der, à la Hamlet frisiert, mit einem wenn auch noch so berechtigten „Pfui, Pfui darüber!“ durch den Schmutz und das verworrene Unkraut Nepals pilgern wollte würde bei diesen lebensfrohen, kraft- und saftstrokenden Steppenvögeln nicht einmal spurenhafte Gegenliebe finden. Jedenfalls hatte ich nicht die mindeste Ursache, mich über unfreundliches oder gar feindseliges Benehmen der Dorfbewohner zu beklagen, obgleich sie bei der Ankunft der schon lange erwarteten Karawane in begreiflicher Aufregung waren, da diese auf den Pashhöhen des Himalaja schwere Schneestürme durchzumachen gehabt hatte. Ein wilderes, lauterer Getümmel als dieses Durcheinander von Tibetern, Schafen, Ziegen und Grunzochsen kann man sich nicht leicht vorstellen.

Raum ließen sich die einrückenden Tibeter Zeit, ihren auf sie harrenden Freunden und den sie mit Pauken und Trompeten begrüßenden bunt aufgepusteten Musikantinnen hastig die Zunge herauszustrecken, was ja den höchsten Ausdruck tibetischer Freude bezeichnet, und ihnen die durch den Nasenring der rotbehäuteten Grunzochsen gezogenen Leitseile zuzuwerfen. Wie besessen rannten sie zu der Schaitha, wo einer nach dem anderen hastig ein paar Hände voll Salz und Tee auf die Opfermatten vor der Türnische warf, an derselben niederkniete und dreimal mit dem Schädel gegen das Tor pochte, daß es jedesmal wie ein Böllerschuß krachte. Trotz dieses höflichen Anklopfens konnte ihnen natürlich nicht aufgetan werden, weil sich ja in dem Innern der Schaitha kein lebendes Wesen aufzuhalten pflegt: nur die Asche des Kascha, des ersten aus Lhasa nach Nepal eingewanderten Lamas, ist nebst uralten Schriften und Kostbarkeiten im Kern des „Reliquienheims“ vermauert. Welche ethnographischen Leckerbissen werden einst aus diesen Schaithas ans Tageslicht kommen, wenn religiöser Fanatismus derlei Schätze nicht mehr mit Argusaugen hütet!

Nachdem die Ankömmlinge sich und ihre Opfergaben durch das erwähnte Donnern gegen besagtes Tor gebührend angemeldet hatten, sprangen sie auf, machten links um und fingen an, um die weiße Umfassungsmauer des Tempels zu laufen und jede der (fälschlich sogenannten) Gebetsmaschinen anzustoßen und in Umdrehung zu versetzen; diese

Zylinder aus Kupferblech oder Baumrinde, mit auf Bastpapier geschriebenen Lehrsprüchen Buddhas — nicht „Gebeten“! — angefüllt, waren in Nischen zu je fünf wie ein Fries in der Umfassungsmauer eingefügt; dabei brummt die Tibeter zugleich fortwährend das auch in den „Gebetsmühlen“ verpackte mystische Universalsprüchlein: Om mane padme hom! Viele hatten ähnliche kleinere Gebetsmühlen in der Hand, wie der auf dem Gruppenbild (T. XXII) in der Mitte stehende Lama eben eine solche in Umdrehung versetzt. Dies Bild zeigt zugleich einige der Dämonenmasken, die bekanntlich bei lamaisitischen Festen eine große Rolle spielen, indem sie den Lamas Gelegenheit geben, dem gläubigen Volke durch Überwindung von Dämonen ihre Macht zu beweisen.

Die neu Eingetroffenen nahmen zunächst nur wenig Notiz von mir, obgleich sie schwerlich jemals vorher einen anderen Europäer oder, um in der gewählten Ausdrucksweise dieser Innerasiaten zu reden, einen „fremden weißen Teufel mit roten Haaren und grünen Augen“ gesehen hatten. Ich glaubte schließlich in diesem verzwickten Lande Nepal zum Chamäleon geworden zu sein, als mir verschiedene Tibeter auf Befragen treuherzig versicherten, daß meine Augen „so grün wie Heu“ wären. Eingedenk des fatalen Umstandes, daß der britische Gesandte noch nicht im Lande und ich tatsächlich zur Zeit die einzige europäische Seele unter all diesen ungewaschenen Larven in Nepal war, schrie ich wegen dieser fürchterlichen Kränkung nicht um Hilfe, sondern drückte meine beiden blauen Augen zu und ließ sie mit Vergnügen für grün gelten.

Während die Ansässigen vollauf mit dem Abladen der Karawanen beschäftigt waren, schienen die glücklich Angelangten nur Augen für die Schait und die Gebetsmaschinen zu haben. Um nicht untätiger Zuschauer zu bleiben, schloß ich mich in einer Anwendung von Wohlwollen und Übermut dem frommen Gänsemarsch an und begann eine der Gebetsmühlen aus Leibeskräften zu drehen. Ein steinalter, in eine violette, zerzauste Filzdecke gehüllter Lama hatte mir aber bei diesem frevelhaften Tun scharf auf die Finger geguckt und sogleich herausgefunden, daß ich die Gebete „gegen den Strich“ ableierte, denn ich drehte die Blechtrommel nicht in derselben Richtung um ihre Achse, in der die Tibetener auch um den Tempel marschierten, das heißt, nicht dem scheinbaren Sonnenlauf folgend. Ich merkte daraus, daß man selbst in dem fernen

Nepal gut täte, alles genau so zu machen, wie alle anderen, drehte meine Mühle sofort nach der anderen Richtung und gewann durch diese schwungvolle Leistung, vielleicht auch durch die gummielastische Bereitwilligkeit, mit der ich meine Verdrehung gut machte und „mit dem Strome“ schwamm, die Gunst des alten Herrn im violetten Wettermantel und der mich allmählich umringenden Tibeter. Als ich dann meine große Kamera aufgebaut und den oberen Lamas vergönnt hatte, unter das Dunkeltuch und auf die Mattscheibe zu blicken, und als diese der stauenden Menge versicherten, daß jeder von ihnen auf dem Kopfe stände, da quietschten Männlein und Weiblein laut auf vor Vergnügen, und als ich zum Schluß gar noch ein Dukatenmännchen und sonstigen Hokusfokus austramte, der mir auf meinen fünf Asienreisen oft hilfreicher als Pistolen und Knuten gewesen ist, da war des Jubels, das heißt des Zungenheraussteckens, kein Ende.

Durch das mich umgebende neugierige Gedränge kam ich bald in die Lage des von seiner eifersüchtigen Gattin allzu aufmerksam bemutterten Malers Seekas in Guskows Königsleutnant und zu seufzen: „Was kann doch zu viel Liebe für eine Qual sein!“ Die Geister, die ich gerufen hatte, wurde ich nicht los, und fast wurde es unmöglich, in der unsagbar duftenden Menschenmasse den nötigen Abstand frei zu bekommen, um die verwettertsten Gestalten unter diesen wüsten Tibetern herauszufinden und aufzunehmen. Namentlich lag mir daran, einen Bettelmönch abzubilden, der sein Haar nach Art brahminischer Büßer zu meterlangen Schnüren zusammengefäht hatte und sich durch unablässiges Klappern mit einer Handtrommel bemerkbar zu machen suchte; in der anderen Hand drehte er eine plumpe Mani, bei der das sonst übliche Blechgehäuse, in dem die geschriebenen Sprüche untergebracht sind, durch eine Lederhülle ersetzt war. Als ich dann aber glücklich den Lichtstrahlen eine freie Gasse gebahnt und alle unerwünschten Modelle mit sanfter Gewalt aus dem Wege geschafft hatte, erlebte ich eine Überraschung, die mir noch jetzt in den Ohren klingt. Im schmerzlichen Bewußtsein meines geringen Plattenvorrates wollte ich nämlich versuchen, ein paar andere Mönche wegen ihrer seltsamen Ausrüstung mit Hörnern aus menschlichen Armknochen mit auf dieselbe Platte zu bringen. Ich bedeutete den Männern, ihre aus den Gebeinsresten eines Lamas gebildeten schreck-

lichen Trompeten wie zum Blasen an den Mund zu setzen, wurde jedoch völlig mißverstanden, denn die sonderbaren Musikanten brachten mit fürchterlichen Kraftanstrengungen so gräßliche, markdurchdringende Töne hervor, daß mein Trommelfell vor Schmerzen bebend fast barst. Kein Bitten, kein Flehen, selbst nicht das Wegreißen der greulichen Blasinstrumente von den Lippen der Virtuosen hatte den mindesten Erfolg: sobald ich für einen Augenblick Ruhe hatte, um mein ins Tibetische übersetztes „Bitte recht freundlich“ zu äußern und das Objektiv zu öffnen, rissen auch die Unholde wieder ihre Teufelshörner an die Lippen und tuteten, als ob sie mir mit diesem Konzert einen unschätzbaren Gefallen erwiesen! Da es mir gelungen ist, trotz dieser krampfhaften Blasübungen, die dem einen Helden die Backen zu sprengen drohten, auf einer wenig empfindlichen Platte ein brauchbares und interessantes Abbild dieser charakteristischen Gesellen zu erhalten, möge es diesem Werke als Titelbild dienen.

An die Dame, die ihre derbe Hand auf die Gebetsmühle legt, denke ich freilich mit einigem Kummer zurück; während ich nämlich die Hornvirtuosen zu überreden suchte, von ihrem gräßlichen Gekreische Abstand zu nehmen, kam diese Frau, mit zerfestem Kleide und wildflatternder, vom Sturm zerzauster Mähne, nach Männerart auf einem Grunzochsen reitend herangesprengt, und ein wilderes Modell einer tibetischen Amazone konnte ich mir gar nicht wünschen. Die gute Frau begriff auch ganz gut, um was es sich handelte, als ich sie höflichst ersuchte, in der edlen Nachbarschaft der Bettelmönche ebenfalls Platz zu nehmen, aber anstatt sich hinzustellen, wie sie vom Haf gesprungen war, mit pochendem Busen und dem lockeren, wirren, fliegenden Haarwald um den Kopf, holte sie einen klotzigen Kamm aus der Tasche und scheitelte und striegelte sich damit, unbarmherzig zausend, die Perücke glatt; dann lief sie zu einer guten Freundin und borgte sich von ihr eine geheimnisvolle Dose, aus der sie eilig eine talgähnliche Masse herauskrachte, womit sie sich das Haar einfettete und spiegelglatt niederstrich. Nie habe ich eine ärgere Verwandlung eines Gesichtes gesehen, trotzdem ich doch so manche Maskenstudien gemacht habe: die Frau sah durch diese Bearbeitung so unbedeutend aus, daß ich gute Lust bekam, ihr den auf dem Bilde angebotenen Ehrenplatz wieder zu entziehen, und nur meiner schier grenzen-

losen Galanterie gegen alles was Weib heißt, hat die ordnungsliebende Tibeterin den Vorzug zu danken, in diesem Werke dargestellt zu sein. Auch der auf der anderen Seite stehende Krüppel ohne Beine ist nicht absichtlich auf das Bild gekommen, sondern hat sich im letzten Augenblick an die musikalischen Bettelmönche herangeschoben. Immerhin kann man daraus ersehen, in was für feiner Gesellschaft ich mich in Buddhnath bewegt habe! —

Angeichts der ungemein zahlreichen, aber nur bis 1899 in Dutreuil de Rhins „L'Asie Centrale“ verzeichneten Reisen, die in neuerer Zeit durch Tibet unternommen sind — und neben denen die Durchquerung ganz Asiens durch deutsche Forscher, z. B. Dr. Fütterer und Dr. Holderer, auffallend rasch in Vergessenheit geraten ist — kann ich es mir wohl versagen, ausführlicher über die in Nepal doch nur als Fremdlinge geduldeten Tibeter zu sprechen, die seltsamerweise seit alten Zeiten die Ansicht haben, von Affen und weiblichen Dämonen abzustammen; dagegen möchte ich im nächsten Kapitel eine für die Eigenart Nepals höchst bezeichnende Ortlichkeit schildern. Bei dieser Gelegenheit muß ich aber doch wiederholen, daß Nepal auf sämtlichen vier Seiten für Europäer gesperrt und der weitaus größte Teil desselben noch niemals für einen solchen geöffnet worden ist, so daß Nepal mit weit mehr Recht als das für Weiße jederzeit von Norden, Westen und Osten her zugängliche Tibet ein „verschlossenes“ Land genannt werden kann; daß selbst Thasa bereits 1900 von mehr als einem Duzend Europäer besucht und sogar von dem in russischem Dienst stehenden kalmükischen Häuptling Uche Nuzumof sowie von einem nepalischen Gesandten photographiert wurde, scheint wenig bekannt zu sein. Die Sperrung der aus dem südlichen Tibet über den Himalaja nach Indien führenden Gletscherpässe sollte, nebenbei bemerkt, hauptsächlich dazu dienen, die Einfuhr von indischem Tee und dessen Konkurrenz für den Ziegeltee zu verhindern, da die Lamas den Handel mit diesem als ihr Monopol betrachten und den besseren und billigeren, weil viel näheren, indischen Tee fürchteten: daß ihr Land durch die schon seit 1850 von Oberst Montgomery nach Tibet entsandten Pandits heimlich kartographiert und ausgekundschaftet wurde, war der Regierung von Tibet ebenso bekannt wie ihre Machtlosigkeit gegen-

über diesen farbigen verkleideten Spionen. Erst der kühne Durchbruch des Obersten Younghusland durch Sikkim nach Tibet hat die Öffnung auch dieser Grenze erzwungen.

Die Mysterien des Swajambunath-Gipfels

Ein Glück war es, daß mein erbärmliches Befinden sich schließlich besserte und mir erlaubte, den für die Völker- und Kultusvermischung in Nepal überaus charakteristischen Swajambunathberg zu besuchen. Es wäre ein unerträglicher Schmerz für mich gewesen, wenn es am Ende meiner Gnadenzeit geheißen hätte: Fort von hier, Sahib, deine Uhr ist abgelaufen! ohne daß ich die Wunder und Mysterien kennen gelernt hätte, die diesen Gipfel schon seit grauen Zeiten zum Wallfahrtsziel sowohl für buddhistische wie brahminische Newaris gemacht haben.

Der Weg zu diesem Berge führt an der Arena für Schaukämpfe zwischen Bestien aller Art und dann an dem Richtplatz vorüber, der seit der Regierung Jan Bahadurs wohl nicht mehr sehr lebhaft in Anspruch genommen wird; aber vor dieser Zeit waren hier nicht nur barbarische Todesstrafen, sondern auch furchtbare Verstümmelungen an der Tagesordnung, und der Platz soll früher mit gebleichten Gebeinen geradezu überfüllt gewesen sein, da es Sitte ist, die Überreste von Hingerichteten als Fraß für Geier und Raubtiere liegen zu lassen. Gehörten die Verurteilten besseren Volksklassen an, so pfl egten sie dem Scharfrichter ihre eigenen haarscharfen Schwerter zu übergeben, damit er an ihnen nicht, wie es häufig geschah, mit stumpfen Kukrimessern ein qualvolles Gemetzel vollführe. Weiber und Mitglieder der Brahmanenkaste durften hier jedoch nie öffentlich hingerichtet werden; Frauen hielt man durch Abschneiden von Nase und Ohren und Verjagen aus dem Lande, Brahmanen dagegen, deren Blut ja niemals vergossen werden darf, durch Abrasieren des Haarschopfes, woran ihre Seele nach dem Ableben zu Indras Himmel emporgezogen werden soll, für genugsam bestraft. Mit dem früher in Nepal häufig verhängten Ausreißen der Zunge wurde hier, auch noch nach der Abschaffung dieser Maßregel durch Jan Bahadur, ein Verleumder bestraft, der von den Bauerfrauen für ihre Kinder

Lösegeelder erpreßt hatte, indem er vorgab, der genannte Premierminister habe ihn mit dem Einfangen hübscher Kinder beauftragt, um sie bei einer Cholera-Epidemie der Todesgöttin Kali zu opfern; dieser Verbrecher wurde vom Richtplatz weg unter Ausrufen der an ihm vollzogenen Sühne durch die Stadt und dann durch alle Dörfer geführt, wo er gefrevelt hatte.

Der Aufstieg zum Gipfel des Swajambunathberges wird durch eine absichtlich aus sehr ungleich hohen Stufen hergestellte Treppe aus Steinen und Felsblöcken außerordentlich erschwert, um den Wallfahrer in eine möglichst bußfertige Stimmung zu versetzen. Ist der Pilgrim dann auf der Höhe der steilen Stiege angelangt, so versperrt ihm ein stattlicher Steinsockel das Weiterschreiten, der einem fast zwei Meter langen vergoldeten „Bajra“ aus Bronze zum Lager dient. Dies sinnbildliche, in Tibet Tortsch, in Sikkim Dordsch genannte Zeichen des Buddhismus und der Allgewalt der Lamas soll ein Bündel Blige darstellen, das Buddha bei einem Streite mit dem Himmelsgotte Indra diesem aus der Hand gerissen haben soll. Als winziges Bronzegerät wird der Tortsch von den Lamas fast beständig, jedenfalls aber bei Opfern, Beschwörungen, Dämonjagden, Eheschließungen und anderen Kultushandlungen in der geballten linken Hand getragen, während die rechte eine Glocke oder den zum Vertreiben der Geister dienenden Donnerkeilboldsch regiert. In bildlichen Darstellungen wird er häufig nur durch ein Zeichen in Form einer liegenden Acht angedeutet.

Rechts und links von diesem Dharm-Datu-Mandal genannten Wahrzeichen des Lamaismus halten zwei steinerne Leogryphen die Wacht vor den in den Nischen eines ungeheuren Granitfelsens untergebrachten Heiligtümern; dieser Felskloß bildet den eigentlichen Berggipfel, der durch Weistünchen und durch den Aufsatz eines mit den üblichen Augenpaaren bemalten Thoran zum Schait gestempelt wurde, und über diesem Thoran erhebt sich der stets die Schlussspitze buddhistischer Kultusstätten bildende Sonnenschirm als Endpunkt einer Pyramide, die aus elf die buddhistischen Himmel darstellenden Holzscheiben zusammengefügt ist. Dieser Felsbau ist auf allen drei Seiten von Tempeln, Lama- und Priesterwohnungen und kleinen Schaithas umgeben, so daß er als Mittelpunkt der ganzen Anlage erscheint; aber nur der Thoran ragt über die Umfassungs-

mauer hinaus und dieser Auffaß mit den allsehenden Augen ist das einzige, was man aus der Ferne von den Geheimnissen erspähen kann, die dieser Gipfel umschließt.

Jene in den Felsblock gehauenen Nischen sind sowohl durch die darin sitzend dargestellten Bronzefiguren wie durch die davor heruntergelassenen Vorhänge aus eisernen Ketten, die äußere Umrahmung und den sonstigen Auspuß gleich interessant. Während aber die Heiligenbilder die verschiedenen auf Erden erschienenen Buddhas darstellen, sind als plastische Verzierung der äußeren Nischenränder Figuren aus dem brahminischen Legendenkreise angebracht, vorwiegend der elefantenköpfige Weisheitgott Ganesch, die Inkarnationsformen Schiwas, der Göttervogel Garuda und geringelte Schlangen. Diese sind als Reliefs auf den Nischenumrahmungen in Goldblech getrieben oder in Stein gehauen und zeigen bereits deutlich das an dieser Stätte gleichzeitig stattfindende Betätigen der Kultusformen sowohl des Buddhismus wie des Brahminentums: man könnte sie „Gipfel der Toleranz“ nennen!

Auf meinem Bilde des vor dem Gipfelselzen liegenden Tortsch (T. XXV) streut gerade ein Newari eine Portion Reis als Opfergabe in eine der beiden darin angebrachten Nischen, indem er dabei den Kettenvorhang ein wenig in die Höhe hebt und das Opfer hineinschiebt, und so machte es dieser Mann bei sämtlichen Nischen; von diesen sind die beiden sich rechts anschließenden auf dem nächsten Bilde (T. XXVI) dargestellt, das ich zu meinen allerbemerkenswertesten Photographien zähle. Nachdem nämlich der Newari den Buddhastatuen seine Spenden an Reis, Erbsen und Nüssen in den Schoß gelegt hatte, die dann von den Aufsehern heimlich eingesammelt und als Nahrungsmittel verwendet werden sollten, geschah, als er kaum den Rücken gewendet hatte, etwas höchst Überraschendes, das aber völlig zu dem märchenhaften Charakter des ganzen Landes und besonders dieses seltsamen Ortes paßte. Man stelle es sich gütigst nur vor!

Inmitten einer hinter dem Felstempel stehenden Gruppe von Schaityas wuchs ein Bo-Baum empor, dessen Samenkorn zwischen das Gemäuer einer solchen gefallen sein mochte, da seine Wurzeln dasselbe gewaltsam auseinander gesprengt hatten. In dem Geäst dieses Bo-Baumes hatte lautlos eine Affenherde gefressen, die, wohl von einigen neugierigen Spießgesellen herbeigelockt, in behutsamen Sprüngen herbeikam, als die

Spender der Opfergaben außer Sicht waren. Unbekümmert um mich und meine vor den Mischen stehende Maschine machten sich die Tiere, unter denen sehr stattliche Burschen waren, mit bemerkbarer Eier daran, den Rand der Mischen zu erklettern und die Kettenvorhänge beiseite zu schieben. Mit ihren langen Armen suchten sie vergeblich durch die aufgezerterte Öffnung von den Opfergaben etwas herauszufischen, deshalb hoben sie mit vereinten Anstrengungen den schweren, klirrenden Vorhang noch weiter empor, bis ein winziges Affchen, das bisher auf dem Rücken seiner Mutter gekauert hatte, hindurchschlüpfen und den Nest der in die Mische hineingeopferten Nüsse und Hülsenfrüchte wieder herauswerfen konnte; wohlweislich ließ der kleine Affe einige verkümmerte und nicht ganz reife Stücke an der Opferstätte zurück und zwängte sich dann wieder auf dem gleichen Wege ins Freie. Der Mohr hatte seine Arbeit getan!

Ich beging nun die Torheit, dem Affenrudel ein paar Brosamen zuzuworfen, die ich in der Tasche fand, und die ihnen zu munden schienen; dann schritt ich, nichts ahnend, um die Schaitha herum, um die hinter ihr stehenden Tempel, Glockenstühle und Steinsäulen zu studieren und aufzunehmen. Auf der höchsten dieser Säulen stand ein radschlagender Bronzepfau als Abbild des Reittieres des brahminischen Kriegsgottes Kartikeja, und ebenso fielen mir in und vor den Tempeln Lampen von ein bis zwei Meter Höhe auf, in deren Olfschale beständig ein Baumwollendocht brannte und an deren hinterem Rande sich ein Ganeschbild befand. Die Affen folgten mir jedoch auf Schritt und Tritt und hinderten mich an jeder weiteren Aufnahme, denn als ich unter das Dunkel Tuch und auf die Einstellscheibe sehen wollte, glökte von draußen ein neugieriger Affe durch das Objektivglas in den Apparat, an dessen Stativbeinen er in die Höhe geturnt war, und wo immer ich die Kamera auch aufstellte, diente sie sofort einigen Vierhändern als willkommenes Klettergerüst.

Natürlich war es mir auch nicht möglich, in dieser gefrässigen Gesellschaft mein Frühstück einzunehmen. Ich lief deshalb mit meinem Proviantkorb aus dem Tempelbezirk auf einen anstosenden Bergrücken und erst als ich glaubte, mich genügend weit von der gierigen Bande weggeflüchtet zu haben und keinen einzigen jener Affen mehr erblickte entnahm ich meinem Korbe ein hartgesottenes Ei, das ich auseinanderschmitt, um es mir zu Gemüte zu führen: doch noch ehe ich die eine Hälfte aus

der Schale gehoben hatte, nahm ein kleines schwarzes Händchen, das an einem langen, dünnen, behaarten Arm über meine Schulter in das Ei langte, das halbe harte Eigelb aus dem Eiweiß heraus, während gleichzeitig ein anderer Affe die zweite Eihälfte, die ich neben mich gelegt hatte, ergriff und mit ihr davonrannte! Weniger belustigt als ergrimmt wollte ich dem listigen Affen, trotz seiner Heiligkeit, mit einem Knüttel ein paar wuchtige Hiebe verabreichen, doch war er bereits mit seiner Beute in den Tempelhof zurückgeilt; nie bin ich verdrießlicher ob Darwins Lehre gewesen und nie habe ich sie für annehmbarer gehalten als angesichts der kommunistischen Begierden dieser Vierhänder.

Es war für diesen Tag tatsächlich weder an ein ruhiges Frühstück noch an Photographieren zu denken, ich zog es deshalb vor, meine sieben Sachen zusammenzupacken, wobei es aber nicht ohne einen lebhaften Ziehkampf um das schwarzsamte Einstell Tuch abging, das einem der größten Affen ganz besonders zu gefallen schien, und das er bereits als Schurz um seinen Körper gewickelt hatte. Ich war wirklich in einer ganz seltsamen Lage. Meine Wächter waren in der Gewißheit, daß ich auf dem von einer Mauer umzogenen Berggipfel keinerlei Aufnahmen machen konnte, die die Sicherheit des Landes zu gefährden geeignet waren, am Fuße der auf den Gipfel führenden steilen Treppe zurückgeblieben; sie konnten also die abscheulichen Tiere nicht verscheuchen, gegen die ich keine Gewaltmaßregeln anwenden durfte. Andererseits schienen die Pilger und Tempeldiener meine Auseinandersetzung mit den boshaften Bestien für eine höchst unterhaltende Theatervorstellung zu betrachten, in die sie weder eingreifen durften noch wollten.

Es blieb mir nichts übrig, als am nächsten Tage auf den Swajambunath-Berg zurückzukehren, um die beabsichtigte Aufnahme dieses Teiles der Tempelanlagen mit jener Pfausäule zu machen; ich wollte mir gerade diese nicht entgehen lassen, weil ich dort hinten einen Tempel mit zwei Stockwerken im Newaristil bemerkt hatte, der zwar einer brahminischen Gottheit, der Poekengöttin, geweiht war, in dessen Mauer aber ein Fries von lamaistischen Gebetsmühlen untergebracht war; es ist dies derselbe Tempel, der hinter den um den Bo-Baum gruppierten kleinen Schaityas sichtbar ist (T. XXVIII). Bei diesem zweiten Besuch hatte ich mich mit einem Beutel voll gerösteter Erbsen versehen, mit deren Hilfe es mir gelang,

die Affen an Plätze zu locken, wo sie mir bei meiner Arbeit nicht hinderlich waren. Freilich beging ich bei der Anfertigung dieses Bildes unwissentlich ein arges Versehen, indem ich mich, um zugleich mit den meine Erbsen knabbernden Affen auf die Photographie zu kommen, neben einem prachtvoll aus Bronze gearbeiteten Leogryphen auf eine Art von Geländer niedergelassen hatte, das diesen Tempelteil säumte. Erst durch das betrübte Schelten eines Tempeldieners wurde mir klar, daß die auf dem Geländer angebrachten Verzierungen Messingnäpfe waren, die am buddhistischen Neujahrsfest, das in Nepal jedoch wie in Tibet erst bei Frühlingsanfang gefeiert wird, zu Illuminationszwecken dienen, aber wie alles, was zum Tempel gehört, mit größter Ehrerbietung behandelt werden müssen und jedenfalls nicht als Stützpunkte eines Sitzenden dienen dürfen.

Die genannten Beispiele zeigen wohl zur Genüge, wie innig sich die beiden feindlichen Kulte in ihren Erscheinungsformen an dieser Stätte durchdrungen haben, denn auch gegenüber dem Tempel der Pockengöttin stehen brahminische Lingam- und Yoni-Idole in rührender Eintracht neben buddhistischen Schaityas. Besonders merkwürdig erschien mir ein im Vordergrund (T. XXIX) stehendes pyramidenförmiges Kuta genanntes Gebilde, das ein Mittelding zwischen dem Lingam und der Schaitya ist und beinahe auf den Gedanken kommen läßt, daß selbst die Pyramiden der Ägypter, die ja so vieles mit den Indiern gemein, um nicht zu sagen von ihnen entlehnt haben, nicht nur staunenswerte Grabdenkmäler, sondern stilisierte Lingams ungeheurer Größe vorstellen sollen: wie nahe der Phallusdienst in Ägypten dem Lingamkultus der Indier verwandt ist, wird wohl manch'r kundige Leser bereits bemerkt haben. Auch bei der Aufnahme einer aus Stein gemeißelten Buddhafigur, die hart neben dem Tor eines Tempels mit brahminischen Idolen steht und die angesichts dieser schier grenzenlosen religiösen Duldsamkeit durch ihr stilles Lächeln religiösen Fanatismus als Torheit zu verspotten scheint, konnte ich einige Affen beobachten, die ein paar mit Körben voll Opferspenden beladenen Newarimädchen nicht von der Seite wichen, um nach vollzogenem Opfer sofort bei der Hand zu sein, es an sich zu bringen; ein besonders tückisches Tier dieser Bande schlich sich hinter einen Mann, der eben einige Früchte als Opfer in den Schoß des Steinbuddha gelegt

hatte und stahl ihm, als er sich einen Augenblick nach mir umwendete, nicht nur die geopferten Bananen weg, sondern schlug ihn obendrein mit der Hand auf den Kopf, so daß dem armen Menschen sein kleiner schwarzer Turban über die Augen und Ohren rutschte und schließlich zu Boden fiel. Diese Affen waren wirklich „sonderbare Heilige“!

Mein Ausblick auf den Everest, den höchsten Gipfel der Erde

Die Wunderwelt, die sich mir auf dem Gipfel des Swajambunathberges erschlossen hatte mußte ich als Trost und Ersatz dafür gelten lassen, daß, wenn mir auch zu guter Letzt vergönnt wurde, in die Sehlinie der höchsten Spitze unserer Erde zu gelangen — ich dennoch keinerlei Versuch machen durfte, das Massiv dieses ungeheuren Gebirgsstockes zu betreten, dessen Gipfel als Grenze zwischen Nepal und Tibet angesehen wird. Die kritische Lage dieser Bergkette und der Umstand, daß sie im Osten wie im Westen von vergletscherten Pässen durchschnitten wird, vermehrt die Abneigung der nepalischen Staatslenker, Europäern irgendwelches Betreten des Everest oder dieser Übergänge von ihrem Lande aus zu gestatten. Die Gesichtszüge des mir sonst offenbar gewogenen Generalkommandörs Deb Schumsher versteinerten sich förmlich, als ich mein dahin zielendes Gesuch vorbrachte, auf dessen Ablehnung ich allerdings bereits durch eine Mitteilung seitens des deutschen Generalkonsulates in Kalkutta vorbereitet war, derzufolge ein Besteigungsversuch des Everest (tibetisch Chomo Lungma) von Nepal aus verboten war; sogar der jüngsten englischen Expedition wurde er nicht gestattet. Anstatt aber offen zu bekennen, daß Mißtrauen gegen mich als Europäer die Ursache dieses Verbotes war, schüßte Seine Erzellenz alle möglichen Besorgnisse in bezug auf die Gefahren des Hochgebirges vor, die mir doch von meinen früheren Himalajareisen her keineswegs unbekannt waren; schweren Herzens mußte ich den Gedanken an dieses Vorhaben aufgeben, das ich allerdings, wie ich jetzt vollkommen überzeugt bin, als einzelner, ganz auf mich selbst angewiesener Reisender niemals

zu erfolgreichem Ende hätte bringen können, schon weil die nepalischen Gorkhabergsoldaten, auf deren Hilfe als Gepäckträger ich gezählt hatte, mit ihren Lederschuhcn allenfalls über Schneefelder und Pafeinsattelungen hinübergekommen, für das eigentliche Steigen im weglosen Hochgebirge und auf überreifen Felsen aber in unzureichender Weise ausgerüstet gewesen wären. Dagegen hege ich keinen Zweifel, daß beim richtigen Ineinandergreifen tüchtiger, wohl ausgerüsteter Alpinisten sämtliche Hochgipfel des Himalaja erstiegen werden können, denn nach meinen eigenen Erfahrungen vermag ich an einen mechanischen Ursprung der Bergkrankheit, die ja von vielen als das Haupt Hindernis gefürchtet wird, nicht zu glauben. Nachdem schon Dr. Berson, Dr. Sühring und andere im Luftschiff mehr als zehn Kilometer hoch in die unsere Erde umhüllende, aber mindestens 150 Kilometer dicke Atmosphäre emporgestiegen sind, ist es nicht ganz ausgeschlossen, daß sogar der 8888 Meter hohe Everest eines Tages von Menschenfuß betreten werden wird. Wie aber z. B. eine großartig geplante, von hervorragenden englischen Alpinisten unternommene Expedition zur Bezwingung des Godwin Austen schon bei 6000 Meter Höhe aufgegeben werden mußte, ist in Nr. 226 der Wiener „Ost-deutschen Rundschau“ vom Jahre 1902 mit wohl etwas zu unverdientem Sarkasmus geschildert worden, doch bildet dieser Mißerfolg wie der vieler darauf folgenden Gipfel-Stürmereien die denkbar kräftigste Bestätigung, daß ich die Schwierigkeiten solcher Himalaja-Arbeit in meinen „Indischen Gletscherfahrten“ doch wohl nicht „übertrieben“ habe. Nur wer selber z. B. unter dem Donner von Steinlawinen die Girthi-Schlucht durchklettert oder gleich mir die November-Kälte auf den Schneefeldern des Himalaja im eigenen Marke verspürt hat, weiß, was für Furchterliches die Himalaja-Bergseen — oder -Heren — bescheren können!

Auch die mit der Höhe abnehmende Temperatur kann ich ebensowenig wie den sich verringernden Sauerstoffgehalt der Luft für ein unüberwindliches Bergbesteigungs-Hindernis betrachten, da sie in beträchtlichen Höhen verhältnismäßig weniger sinkt; auch gewöhnt sich der Organismus gesunder Bergsteiger bei langem Aufenthalt in hochgelegenen Gebieten an beide Zustände der Atmosphäre überraschend schnell, und aus den Schilderungen der Nordpolfahrer ist bereits zur Genüge bekannt, wie tiefe Kältegrade der Mensch zu ertragen vermag. Schließlich hat ja

auch die Ausrüstungstechnik neuerdings in den „selbstkochenden“ Konserven und den Thermophoren ausgezeichnete Hilfsmittel geschaffen, um stets warme Lebensmittel und Getränke bei der Hand zu haben. Daß Alkohol das schlechteste aller Heizmittel für den Menschen abgibt, brauche ich hierbei wohl nicht zu betonen.

Um meinen durchaus nicht verhehlten Unmut zu beschwichtigen, den ich über das höfliche aber energische Verbot empfand, den westlich vom Thomo Lungma aus Nepal nach Tibet führenden Paß und die ihn umgebenden, noch niemals von einem Europäer betretenen, der Wissenschaft also noch vollständig unbekanntem Gletschergebiete besuchen zu dürfen, wurde mir in letzter Stunde, wenige Tage vor Ablauf der mir zum Aufenthalt in Nepal bewilligten Zeit zu meiner freudigsten Überraschung die Erlaubnis eingeräumt, doch noch einen Ausflug in das Kukannigebirge zu unternehmen, wo ich über die Gebirgsgruppe des Everest von Westen her einen um einige Duzend Kilometer näheren Überblick gewinnen konnte, als von dem zu Beginn der Reise überschrittenen Grenzpaße aus.

Der zu meiner Begleitung kommandierte Feldwebel jener indischen Sipeukompagnie, die zum Schutze des englischen Gesandten in einigen langen Kasernenschuppen neben dem Gesandtschaftsgebäude untergebracht war, hatte schon nach den ersten Tagen die Lust verloren, mir auf Schritt und Tritt zu folgen; er machte sich die Sache allmählich immer bequemer und blieb manchmal ganz weg. Auch der mir von nepalischer Seite beigegebene Wächter schien es ziemlich satt zu haben, mit stets bereiter Rohrfeder in das niedliche Bronzefläschchen voll roter Tinte, das ihm am Gürtel hing, zu fahren und auf einer schier endlosen Rolle Bastpapier jeden meiner Schritte und Blicke, jede Frage und jede Bemerkung, die ich mir gestattete, zu buchen. Schließlich mußte auch er in mein fröhliches Lachen einstimmen, sobald er sein ungeheures Register meiner Sünden hervorzog, das ich aber nicht etwa mit Leporellos Liste zu verwechseln höflichst bitten möchte.

Als ich diese Anwendung von Umgänglichkeit bei dem mir nicht sonderlich sympathischen schieläugigen Manne bemerkte, versuchte ich, den Ausflug in den Zauberkreis des Everest zu einer wirklichen Freude, zu einem Naturgenuß zu erheben. Es hatte mich doch bisher allmählich verbroffen, unausgesetzt wie ein Sträfling beobachtet zu werden und zu

sehen, wie mein Begleiter jedesmal in seine rote Tinte tauchte, wenn ich irgendeine Notiz in mein Taschenbuch eintrug; was für gelehrte Bemerkungen er darin niederschrieb, mögen die Götter wissen, denn ich bin kein Orientalist und konnte also seine Hieroglyphen nicht entziffern. Diese dem Wächter vom Durbar vielleicht mehr aus Neugier als aus Mißtrauen aufgetragene und von diesem mit übertriebener Wichtigtuerei vollzogene Berichterstattung über jede meiner Handlungen suchte ich bei der Gebirgsreise ein wenig einzuschränken, wußte aber nicht recht wie.

In der Dämmerung des schönsten, klarsten, sonnigsten Dezembertorgens, den ich in Nepal erlebt habe, stand die kleine Trägerkolonne, die mein Zelt, meine Decken, die Feldküche und Proviantvorräte und den Apparat tragen sollte, marschbereit vor der Tür meines Obdachs. Wanderfroh drückte ich meinem gestrengen Hüter mit dem Ersuchen, mir heute nicht unablässig wie mein Schatten zu folgen, einige Backschischmünzen in die Hand, aber pflichtschuldigst und mit einiger Empörung wies der brave Mann die Bagen zurück, zog sein Tintenfläschlein hervor und schickte sich an, diesen höchst kritischen Vorfall schleunigst zu Protokoll zu nehmen. In arger Besorgnis blühte glücklicherweise ein genialer Einfall durch mein Gehirn: „Kauf ihm seine ganze Schreibmaschine ab!“ sagte ich zu mir selbst und knüpfte sofort kaltblütig diesbezügliche Verhandlungen an.

Natürlich war es nicht leicht, das Geschäft zum Abschluß zu bringen. Ich aber war nicht zaghaft sondern erbot mich, alle Gegenstände, deren jedesmaliger Gebrauch eine Notiz mit roter Tinte hervorzurufen pflegte, meinen Schrittzähler, Kompaß, Krimstecher, Thermometer, selbst meine Uhr zu Hause zu lassen, und als alles nichts helfen zu wollen schien, ihm sogar mein Notizbuch zur Bewahrung anzuvertrauen, was ich um so eher tun konnte, als kaum noch ein freies Fleckchen Papier darin zu finden war. Wie er dann unschlüssig seinen Blick prüfend auf meinem Koffer mit dem Photographierapparat ruhen ließ, wollte ich ihm schon verraten, daß ich überhaupt nur noch zwei unbelichtete Trockenplatten besäße, die ich, in einer Doppellkassette verschlossen, für die wichtige Aufnahme des höchsten Gipfels der Erde aufgespart hätte; um aber seinen Argwohn nicht zu erregen, zog ich es vor, zu sagen, daß auch dieser Apparat, falls er es wünsche, zurückgelassen werden könne, doch hätte

ich gern unterwegs eine Abschiedsaufnahme von ihm, meinem fast allzu getreuen Beschützer, gemacht: er könne das Fläschchen also „verlieren“!

Diese edle Absicht schien meinen Cerberus zu rühren. Entblößt von allen Beobachtungsmitteln mußte ich ihm als ein völlig unverfänglicher Reisender vorkommen, um so mehr, als ich in meiner Tasche nach Kräften mit silbernen Kupien klimperte; mit einem hörbaren Ruck entschloß er sich, ließ mir sein hier (Z. XXX) abgebildetes Tintenfläschchen vor die Füße gleiten und folgte mir in weit respektvollerer Entfernung als gewöhnlich.

Als ich im Begriff war abzumarschieren, fuhr vor meinem Bungalow ein königlicher Wagen vor, in dem ich unbelästigt vom Straßenstaub lustig dahinrasseln konnte. Aber schon nach wenigen Stunden hatte das Vergnügen ein Ende, denn von Baladsch an war die Straße nur mangelhaft und endlich gar nicht mehr gepflastert.

Die auffallendste Erscheinung auf dem ganzen Wege war ein überlebensgroßes Wischnubild, das auf dem Boden eines Wasserbeckens lag, woraus in Zeiten der Dürre das Wasser abgelassen wird, um die Göttheit zu veranlassen, schleunigst für Regen zu sorgen. Am Rande dieses sonderbaren Götterbades lagerte eine überaus malerische Schar nepalischer Bergbewohner aus der Umgebung des Gosainthan, deren Häuptling einen jener sehr merkwürdigen tibetischen Alpenstöcke trug, die zugleich als Sonnenuhren dienen. Der Stoc ist kantig und hat acht Längsseiten, auf denen die Namen der Monate und Stundenziffern in tibetischen Zeichen eingeschnitten sind; an seinem oberen Ende befindet sich über jedem Längsstreifen ein Loch, in das ein kurzes Stäbchen hineingesteckt wird, aus dessen Schattenlänge am Stabe die Zeit abgelesen werden kann.

Ich hielt mich ziemlich lange bei diesen Leuten auf, um meinen Trägertrupp herankommen zu lassen und konnte bei dieser Gelegenheit noch einige Merkwürdigkeiten von den Leuten erstehen, eine Halskette aus Zähnen wilder Tiere und ein Armband aus Bronze mit Einlagen aus Blei und Kupferdraht, das dem Besizer für einen heilkräftigen Talisman galt und von dem er sich deshalb gar nicht trennen wollte. Nachdem wir handelseinig geworden waren, mußte ich staunen, wie gleichgültig er gegen die Schmerzen war, die ihm das Auseinanderbiegen des um das Handgelenk geschmiedeten Ringes mit Hilfe eines Brecheisens machen

mußte, aber nicht weniger wunderte ich mich über das mädchenhaft zierliche, schlanke Handgelenk dieses Mannes, der doch imstande war, eine Last von weit mehr als einem Zentner über Berg und Thal zu schleppen.

Beim Hirtendorf Dschetpur schlug ich am Schluß des stets nordwärts gerichteten Tagesmarsches mein Zeltchen auf. In vollen Zügen konnte ich wieder alle die Freuden eines Himalajabiwaks genießen, die ich in meinen „Indischen Gletscherfahrten“ zu oft ausführlich geschildert habe, um mich hier in Wiederholungen dieser mit Worten eigentlich gar nicht wiederzugebenden Eindrücke ergehen zu dürfen. Daß ich dabei keinerlei Notizen machen konnte, grämte mich wenig, denn ich betrachtete diesen Ausflug mehr wie eine Erholung nach meinen Arbeiten in Nepal als wie ein Studium.

Vor Tagesgrauen war ich wieder auf, um baldmöglichst den etwa dreitausend Meter hohen Rücken des Kufanni zu erreichen. Als ich mich ihm auf einem überaus holprigen Bergpfad näherte, bemerkte ich mit wachsendem Schrecken, daß sich in den Schluchten unaufhörlich schwere Wolkenmassen bildeten und als höchst unwillkommene dichte Vorhänge vor die Umgebung schoben; ich knirschte vor Unmut, denn ich konnte kaum noch auf einen deutlichen Anblick des höchsten Gipfels der Erde hoffen, und dies war für mich um so schmerzlicher, weil diesem Berge damals noch kein Europäer näher gekommen war, als mir dies vergönnt wurde.

Doch wie man einen Tag nicht eher loben soll, als bis auch sein Abend glücklich verronnen ist, darf man auch nicht eher jammern, als bis wirklich gar keine Hilfe mehr möglich ist. Gewohnt, daß entstehende zarte Wolkengebilde im Gebirge sich stetig dichter um die Bergkuppen lagern, traute ich meinen Augen kaum, als der ganze wogende Wolkenschleier anfang, sich zu senken, so daß seine dicken Dampfballen nur die zu meinen Füßen gährenden Täler von Liku, Taddi Kholas und das vom Trisulganga durchrauschte Thal von Noakot ausfüllten, die alle niedriger liegen, als das Hochtal des Bagmati, aus dem ich kam, mir dagegen allmählich den ganzen Umkreis von Hochgebirgstriesen enthüllten, der sich in einem Winkel von 120° von Nordost nach Nordwest um mich erstreckte. Zunächst wurden die Schneeberge im Westen sichtbar, der Yasa und Nuttiputra, dann der Dhaulagiri und der Gosainthan, die beide mehr als 26 000 Fuß hoch sind, und schließlich sank auch zu meiner grenzenlosen

Wonne die Gardine vor der Firnspitze des Everest, die mir in Katmandu und Süd-Nepal durch den rechts vorgelagerten „Berg XVIII“ versteckt geblieben war. Östlich grüßten auch die Firnhäupter des kolossalen Kamschendschunga und seiner erhabenen Nachbarn, des Kabru und des Dschannu, zu mir herüber, denen ich von Sikhim aus, also ihrer östlichen Seite gegenüber, acht Jahre zuvor so nahe gewesen war, wie es aus ihren hier beigefügten Bildern hervorgeht (T. XXX, XXXII, XXXIV).

Doch ebenso wie mein Weilen im Lande-Nepal nur eine knapp zugemessene Vergünstigung war, schien auch dieser überwältigende, ans Märchenhafte streifende Eindruck nur von kurzer Dauer sein zu sollen. Ein bedrohliches Emporwallen der mich wie ein Meer von Watte umlagernden Nebelmassen sagte mir, daß dies Zauberbild nur noch wenige Augenblicke verweilen und dann für mich auf immer verschwinden würde. Meine Gedanken fingen an miteinander zu kämpfen; in der Befürchtung, daß mein Wächter sich doch als hartherziger Tyrann benehmen und es nicht zulassen würde, die Grenzberge aufzunehmen, gebrauchte ich die Kriegslust, ihn selbst, jedoch ohne daß er es wußte, die kritische Aufnahme machen zu lassen, die jetzt diesem Buche zum Schmuck dient (T. XXXI).

Ich wußte, wie begierig der Mann war, selbst einmal den Gummiball drücken und dadurch den Verschluss des Objektivs auslösen zu dürfen. Diesen Wissensdrang benutzte ich und postierte einige männliche und weibliche Kulis vor den Apparat, den ich aber vorher auf die hinter denselben aufragenden Gipfel der Everestgruppe eingestellt hatte; nachdem ich dann meinem staunenden Hüter das Bild dieser Leute auf der Mattscheibe gezeigt hatte, begab ich mich selbst zwischen sie und winkte ihm: mit Inbrunst drückte er auf den Gummiball und bannte dadurch nicht nur uns sondern auch die Lichtstrahlen, die der Everest ausstrahlte, auf meine Platte! Mit ironischer Verbeugung dankte ich meinem Gehilfen für die hübsche Gruppe seiner Landsleute, die er gemacht hätte. Als er sich dann einen Augenblick entfernte, drehte ich den Apparat weiter westlich, um auch die dort sichtbaren Grenzgebirge zu photographieren; freilich habe ich den Argwohn, daß der Mann später heimlich die Kassette ausgezogen hat, um sich zu überführen, was für ein Bild sich darauf befände, denn die Platte belegte sich beim späteren Entwickeln mit einem Schleier,

und nur durch allerlei chemische Kunstgriffe war es mir möglich, das verdorbene Bild einigermaßen herzustellen.

Mit einem heiteren und einem nassen Auge nahm ich bei dem unaufhaltsamen weiteren Emporwogen der Wolken von dem großartigsten Gebirgsbilde der Erde Abschied. Wie ein leiser Spott erschien es mir, daß diese Wiederverhüllung bei dem Grenzgebirge zwischen Nepal und Sikkim anfang, dessen Photographieren von seinem jenseitigen, d. h. östlichen Abfall aus mir im bitterkalten November 1890 so viele Mühen gemacht hatte.

Über den Namen dieses höchsten Berges der Erde, der nach den Forschungen von 1922 nunmehr Homo Lungma lauten soll, hatte sich s. Z. unter den Fachgelehrten ein lange dauernder Streit entsponnen. Herr Regierungsrat Dr. Emil Schlagintweit, ein Bruder der berühmten Indienforscher und s. Z. die maßgebendste Autorität hierfür, äußerte sich über diese Frage in Petermanns geographischen Mitteilungen (1901, Heft II) folgendermaßen:

„Gegenüber den Einwendungen, welche seiner Zeit gegen die Einführung und Beibehaltung von Gaurisankar erhoben worden waren, bin ich für den Gebrauch dieses Namens eingetreten, und jetzt bin ich in der Lage, die Berechtigung hierzu auch gegen den neuesten Versuch zu erweisen, den indischen Namen durch einen tibetischen zu ersetzen.

An tibetischen Namen für Everest sind seither bekannt geworden:

1. Chomo Kanfar, genauer Jomo gangs dkar. Diesen Namen bringt zuerst Sarat Chander Das, der verkleidet als Pandit 1881/82 im Auftrag des indischen Vermessungsamtes nach Lhasa reiste und jetzt die Stellung eines Regierungsdolmetsch für Tibetisch einnimmt.

Die Offiziere der indischen Trigonometrical Survey hatten von der Mitteilung ihres Pandits wenig Notiz genommen, weil die Angabe doch unbestimmt war; man neigte dazu, in Chomo den Peak Nr. XIII, auch Makalu genannt, zu erkennen.

Der Name Jomo gangs dkar ist durchaus tibetisch und bedeutet wörtlich ‚Herrin des weißen Schnees‘, übertragen ‚Göttin des Schneelandes Tibet‘. Tibet heißt in der Literatur das Schneeland, und Jomo wird Prinzessinnen, dann Verkörperungen von Göttinnen in gütiger Form als Anrede gegeben. Die weiße Tārā, eine nepalesische Prinzessin, ist die

verehrteste Königin und zugleich Göttin des Landes Tibet; sie nimmt verschiedene Formen an und hat beim Auftreten als gütiges Wesen auch die Gattin Civas, die Gauri, in das buddhistische Pantheon eingeführt. So deckt sich der tibetische Name von Waddell im ersten Teil mit der indischen Bezeichnung Gauri-sankar, und dieses ist überaus wertvoll, mag nun Jomo-Kangkar dem höchsten oder einem weniger hohen Gipfel der Mount Everest-Gebirgsgruppe zukommen.

Rätselhaft bleibt noch Schreibart und Bedeutung des Namens der ganzen Everest-Gaurisankarbergkette, der als Labai, Labhi, Labchi mit dem Zusatz kang, d. i. gangs, Eis, gegeben wurde. Die Auflösungen und Übersetzungen von Waddell sind unannehmbar. Ich wandte mich deshalb an S. C. Das in Dardschiling; derselbe konnte aber noch keinen ortskundigen, gelehrten Mönch (Lama) finden, der die Niederschrift zu geben imstande war, und welche Unsicherheiten mangels jeglicher Unterlage dem Versuch der eigenen Auflösung sich entgegenstellen, mag zeigen, daß allein der Silbe chi in der Literatursprache 16 Gruppen entsprechen, von denen jedes Wort seine eigene Bedeutung hat.

2. Tseriny chenpa, Dsering ghina, genauer Tse ring mched luga.

Der Name ist Tse ring mched ma zu schreiben, er bedeutet „die langes Leben spendenden fünf Schwestern“ und hängt zusammen mit der Lebensgeschichte des buddhistischen Heiligen Mila.

Im Alter wurde Mila im Hochland von Dingri am Nordabhang unseres Gebirgsabschnittes, im „Lab ei“ Gebirge, sesshaft und starb bei Chubar auf der nepalesischen Seite des Gebirges in einer Höhle. Seine Bannungen der bösen Geister trugen ihm das Ansehen eines Heiligen ein; als Schutgott (Ni-dam) erfreute er sich der Hilfe des Gottes Kuvera (tibetisch: r Ham thos fras) und seiner 12 Dienerinnen, Göttinnen der Erde, die in drei Gruppen zu je vier sich gliedern, mit Ekajata (tibetisch: Maleigma) als Führerin, die wieder als eine Abart von Tara (Gauri) gilt. Insbesondere hatte Mila die dritte Gruppe dieser Helferinnen an seiner Seite, und diese befließigten sich, ihren Herrn bei langem Leben zu erhalten. So ist den vier Lebensspenderinnen im Dienste von Mila und ihrer Führerin nach dem Tode ihres Meisters die Ehre zu teil geworden, Wohnungen in der Nähe der Höhle, in welcher ihr Herr seine Lebenstage beschloß, in den diese umgebenden, weithin sichtbaren

Gipfeln angewiesen zu erhalten. Der Name Tseriny Chenya wurde in der Literatur Bezeichnung der Gebirgskette Labei und dann Name des höchsten Gipfels in diesem Gebirgsmassiv.

Es war meinerseits als Vertreter der Arbeiten meiner Brüder der Gebrauch von Everest nicht verworfen, sondern nur vorgeschlagen worden, ihn mit einem Eingeborenennamen und zwar Gaurisankar zu verbinden. An diesem Namen halte ich auch jetzt fest, weil dessen Gebrauch wiederholt erwiesen ist und ein fester Beweis, daß Jomo Lang Kar als Bezeichnung der obersten Spitze gebraucht wird, nicht erbracht wurde, dies vielmehr nicht einmal wahrscheinlich ist. Den Anschauungen der Indier, wie der Tibeter über die höchsten Berggipfel als Wohnsitz der obersten Götter entsprechen der indische wie die tibetischen Namen. Es empfiehlt sich aber immer, an Stelle tibetischer Namen, die nach den Schwierigkeiten in der Aussprache wie in der Schreibart den polnischen Namen anzureihen sind, indische Namen zu gebrauchen, wo solche zu haben sind, weil sich diese nach Wohlklang und leichter Darstellung ihrer Bedeutung besser zur Wiederholung wie Einprägung eignen, als die schwerfälligen tibetischen Bezeichnungen. Hierin stimmen alle Mitarbeiter in der Erforschung der tibetischen Literatur überein: Grünwedel in seiner Mythologie (Ann. 4 p. 41) und S. C. Das brieflich; derselbe schreibt: „Ich und die ganze Hindubevölkerung werden uns über die allgemeine Einführung und Anerkennung des Namens Gaurisankar an Stelle aller sonstigen Namen freuen, Gauri wie Sankara sind zwei Worte, aber eins im Begriff: Prakriti und Purusha, Natur und Geist, gedacht als göttliches Wesen, begleitet von seiner weiblichen Kraft (Cakti).

Ich habe deswegen als das Ergebnis meiner Untersuchungen den Vorschlag zu erneuern, für den höchsten Berg der Gebirgsgruppe in Frage den Namen Gaurisankar-Everest beizubehalten.“

Angeichts der bereits in allen geographischen Kreisen und Werken eingebürgerten beiden Namen hielt auch ich früher diesen Vorschlag, beide miteinander zu verquicken, für ebenso praktisch und unparteiisch, wie z. B. bei der Benennung des Viktoria-Nyanza-Sees in Afrika, doch mußte ich mich, weil ich ja weder Geograph noch Orientalist zu sein den Vorzug habe, in dieser Angelegenheit einer Meinungsäußerung enthalten; ich darf jedoch nicht verhehlen, daß ich die Gelegenheit nicht verabsäumt

habe, wenigstens einen Versuch zu machen, mein Scherflein zur Lösung dieses Problems beizusteuern. Ich hat mir nämlich von meinem schriftgelehrten Aufpasser mein Notizbuch aus, skizzierte darin die Kontur des Everest und hat ihn, mir die im nepalisch-tibetischen Grenzgebiet landläufigen Namen der höchsten Spitzen darüber zu schreiben.

Dem gestrengen Herrn Feldwebel schien keineswegs klar zu sein, was ich mit diesem Ersuchen bezweckte, zumal unsere Verständigung bei meiner sehr geringen Kenntnis seiner Landessprache manche Schwierigkeit hatte und nur durch Mithilfe von etwas Hindustanisch zu erreichen war. Soviel ich aus seinem Wortschwall und bei seiner undeutlichen, schnarchenden und stotternden Redeweise heraushören konnte, nannte er den Gipfel nach langer Beratung mit den Newari-Kulis mit einem Namen der wie Nam Lotsumo Parhar klang; jedem, der die Ausspracheschwierigkeiten tibetischer Dialekte kennt, wird es nicht unmöglich erscheinen, daß mir in dem Lotsumo Parhar eine verstümmelte Form des tibetischen Namens Chomo Kankar vorgestellt worden ist, und ich gebe auch gern zu, daß ich das mir bekannte Wort Parhar, das Berg bedeutet, vielleicht deutlicher herausgehört habe als es gesprochen wurde. Die Hieroglyphen des Schreibers harren aber noch ihrer Enträtselung, da alle von mir bisher angerufenen Linguistenautoritäten erst wenige dieser Charaktere entziffern konnten. Nach den neuesten Forschungen kommt jedoch der Name Gaurisankar tatsächlich einem westlich vom Everest liegenden Hochgipfel zu. —

Ich konnte dieses Werk, das keinerlei Ansprüche auf Vollständigkeit erhebt, wohl kaum mit einem großartigeren Gegenstande schließen, als mit der Wiedergabe der mir zuteil gewordenen Eindrücke des gewaltigsten Bergriesen unserer Erde, dem sowohl von Ost wie von West so nahe gekommen zu sein bisher noch keinem anderen europäischen Reisenden vergönnt gewesen war. Durch die beiden Ansichten dieser Gebirgsgruppe von zwei entgegengesetzten Seiten war ich in der Lage, einiges Material zu dem verzwickten Versteckspiel dieses merkwürdigen Gipfels beizusteuern, der sich für viele ferner liegende Standpunkte ganz oder teilweise hinter den Makalu bzw. Berg XVIII genannten Spitzen verbirgt. So unsäglich genussreich für mich aber die Erinnerungen an diese unvergleichlichen Naturschauspiele auch sind, betrachte ich sie doch nur als eine Folge zahlreicher Glückszufälle; ein wahres Gefühl des Stolzes durchpulst mich

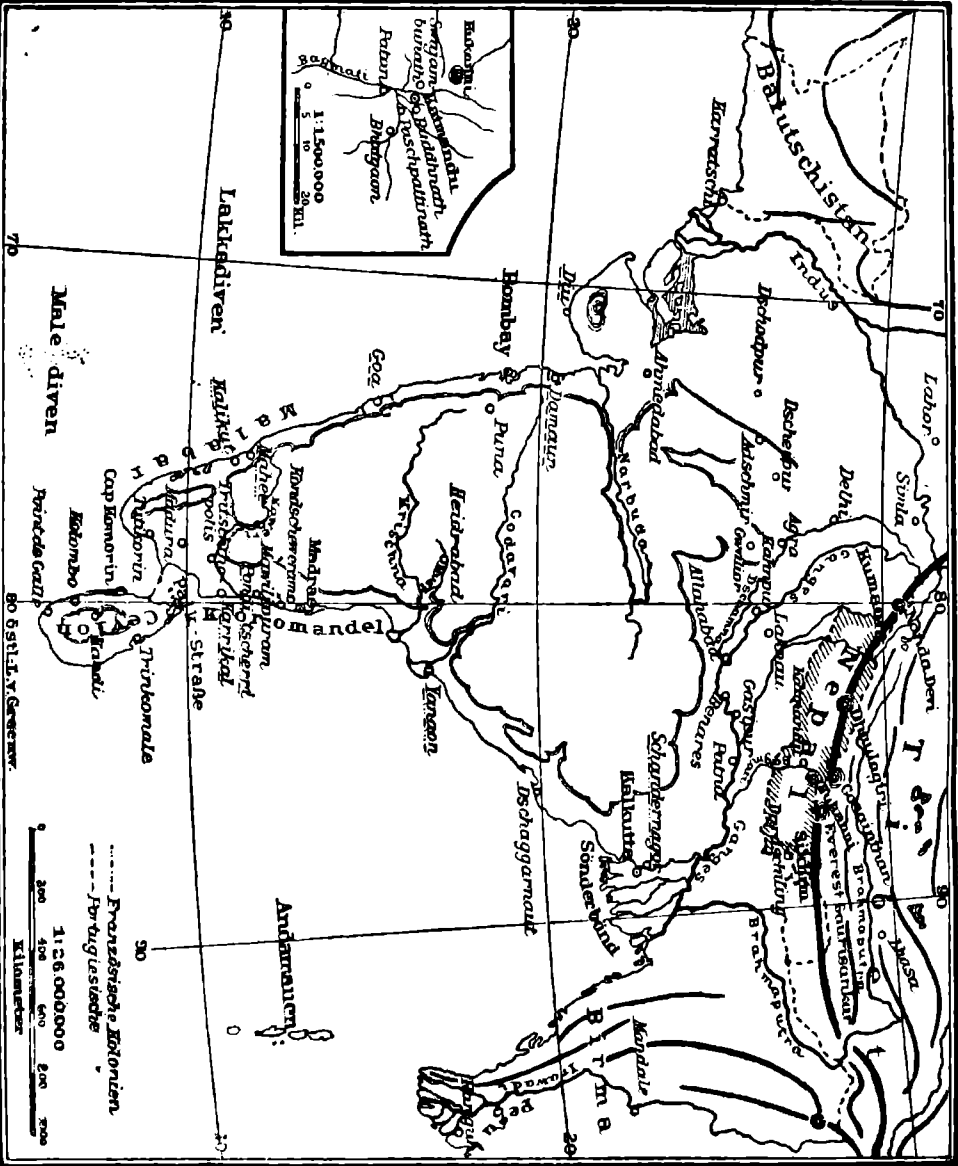
jedoch beim Anblick der stattlichen Bilderreihen, durch die ich meine Beobachtungen in drei Himalajagebieten nicht nur mir zur stillen Freude sondern auch anderen zum bleibenden Nutzen festzuhalten vermocht habe.

Es wäre undankbar, meine Plaudereien über das „verschlossene Land“ Nepal abzubrechen, ohne noch eine Überraschung zu erwähnen, die mir den Abschied von Nepal versüßte. Als ich bereits auf dem Rückwege von Katmandu nach dem Tschandragiripasse war und gerade mit einem Manne verhandelte, der mit seiner durch einen riesigen Nasenring geschmückten Tochter aus dem mir wohlbekannten, früher zu Nepal gehörigen Alpenlande Kumaon hierher verschlagen war, und dem ich seine Lota abkaufen mußte, weil ich sie aus Versehen berührt und dadurch für seine ferneren rituellen Waschungen und Güsse unbrauchbar gemacht hatte, kam mir ein Adjutant des derzeitigen Staatslenkers Deb Schumsher nachgesprengt, um mir ein herrliches, schwer mit Silberverzierungen beschlagenes nepalisches Kukrischwert als Scheidegruß und wohl auch als Zeichen einzuhändigen, daß ich mir durch mein Verhalten die Gunst der hohen nepalischen Herrschaften nicht verscherzt hatte. Bei der sprichwörtlichen Sparsamkeit der nepalischen Fürsten muß ich dieses Andenken an das „verschlossene Land“ ganz besonders hoch schätzen, so quälend auch der Gedanke an die Anwendung ist, die von derlei Waffen im Weltkriege durch Gurkhas als Söldner Britisch-Indiens gegen deutsche Helden gemacht wurde. —

Mit wehmutsvoller Freude schließe ich diese Mitteilungen; Freude über das, was ich mitteilen konnte, Wehmut wegen des vielen, wofür ich nicht die geeigneten Worte zu finden vermochte oder was hier nicht am Platze wäre. Das eine aber fühle ich, je länger ich lebe und je mehr ich von der Welt kennen lerne, mit immer wachsender Wärme: so reich- gesegnet jene Länder in der Nähe des Wendekreises und Äquators unserem erstaunten Auge erscheinen, so läßt sich doch für uns Kinder einer maßvolleren Zone tatsächlich auf der Welt kein anderes Land finden, wo sich Licht und Schatten in so anregendem Wechsel ausgleichen wie das schöne Stück des Erdballs, das wir Deutschen mit mehr Stolz als wir ihn gewöhnlich zur Schau tragen unser Heimatland nennen können. Nur an uns liegt es, wenn wir, unserer völkischen Pflichten vergessend, niedriger Gesinnung nachgeben und uns zu einem verzagenden, unzufriedenen

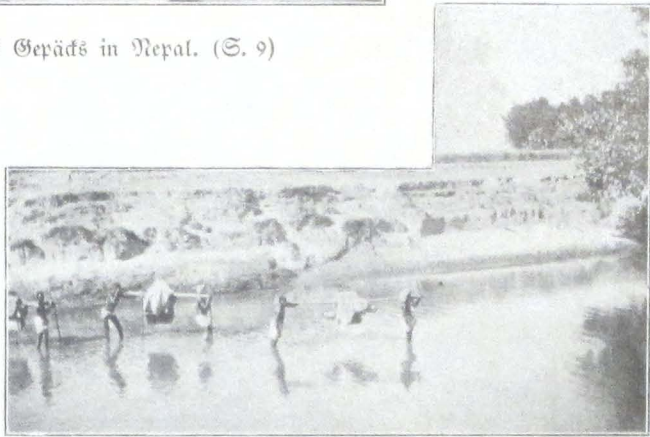
Schwächlingsgeschlecht herabwürdigen. Möge nie ein Deutscher den Mut verlieren an der Hebung berechtigten Nationalgefühls mitzuarbeiten und zu bekämpfen, was die unserem Volke in die Wiege gelegten Gaben vergiften und verkümmern kann! Wohl dem Deutschen, der frei und offen mit dem Helden in Grabbes „Don Juan und Faust“ zu bekennen wagt:

„Was ist mir näher als das Vaterland?
Die Heimat nur kann uns beseligen,
Verräterei, die Fremde vorzuziehn!
Nicht Faust wär ich, wenn ich kein Deutscher wärel
O Deutschland! Vaterland! Die Träne hängt
Mir an der Wimper, wenn ich dein gedenke!
Kein Land, das herrlicher als du, kein Volk,
Das mächt'ger, edler als wie deines!
Unzähl'ge deutsche Andern rollen grad'
So stolz und kühn als Deutschlands Ströme!“ --





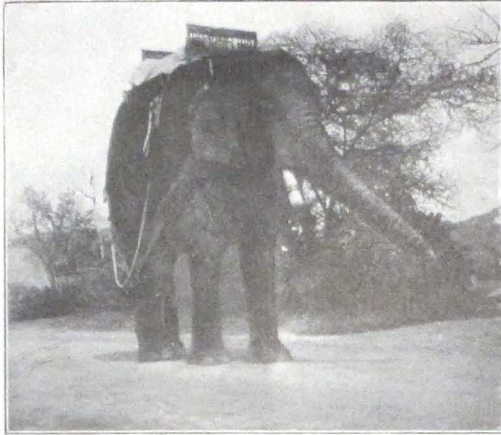
Ausladung des Gepäcks in Nepal. (S. 9)



Durch den Grenzfluß! (S. 15)



Des Verfassers Palti (Tragkasten) nebst Trägern. (S. 14)



Zur Jagd gerüsteter Elefant. (S. 26)



Fütterungsplatz der Jagdelefanten. (S. 26)



Dreschende Ochsen. (S. 16)



Wachtposten. (S. 31)



Tragstuhl für den Verfasser; rechts davon Schitar mit Jagdfallen auf der Faust. (S. 29)



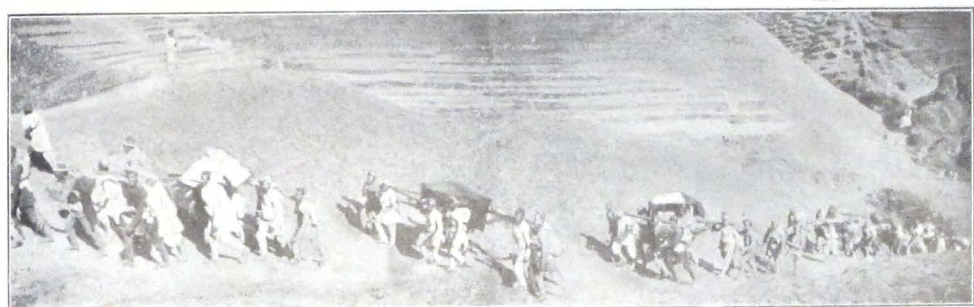
Hacke der Feldbearbeiter in Nepal. $\frac{1}{17}$. (S. 34)



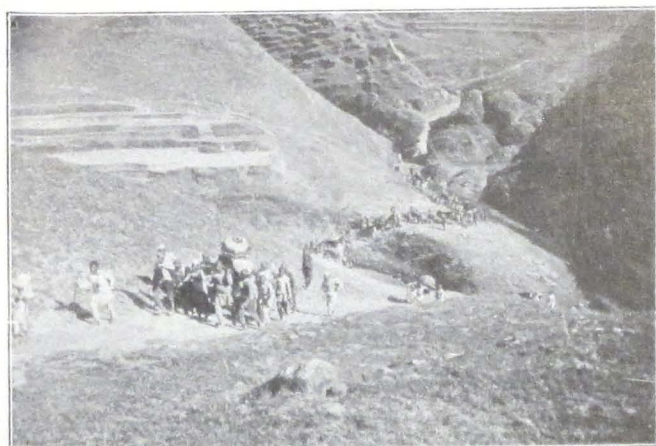
Bote mit Briefen für den Verfasser. (S. 30)



Holzkrug für Reiswein. $\frac{1}{10}$. (S. 34)



Der Harem des Königs auf Reisen I. (S. 36)



Harem II. (S. 36)



Harem III. (S. 36)
(Bedeckte und verhängte Tragbahren.)



Harem IV. (Links oben der Wächter!) (S. 36)



Nepalische Bronze-Wase. $\frac{1}{8}$.
(S. 51)



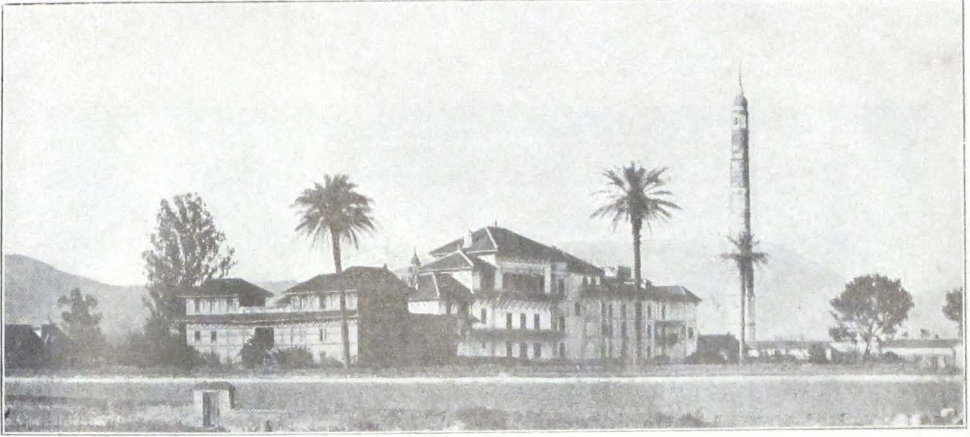
Harem V. (Links offener Tragstuhl, rechts verhüllte Tragbahre.)
(S. 36)



Harem VI. (S. 36)



Der Wächter des Nashaufes. (S. 42)



Palast eines nepalischen Großen; rechts davon „Bhim Sens Nartheit“, hinter der links stehenden Palme der Gosainthan-Himalaja. (S. 56)



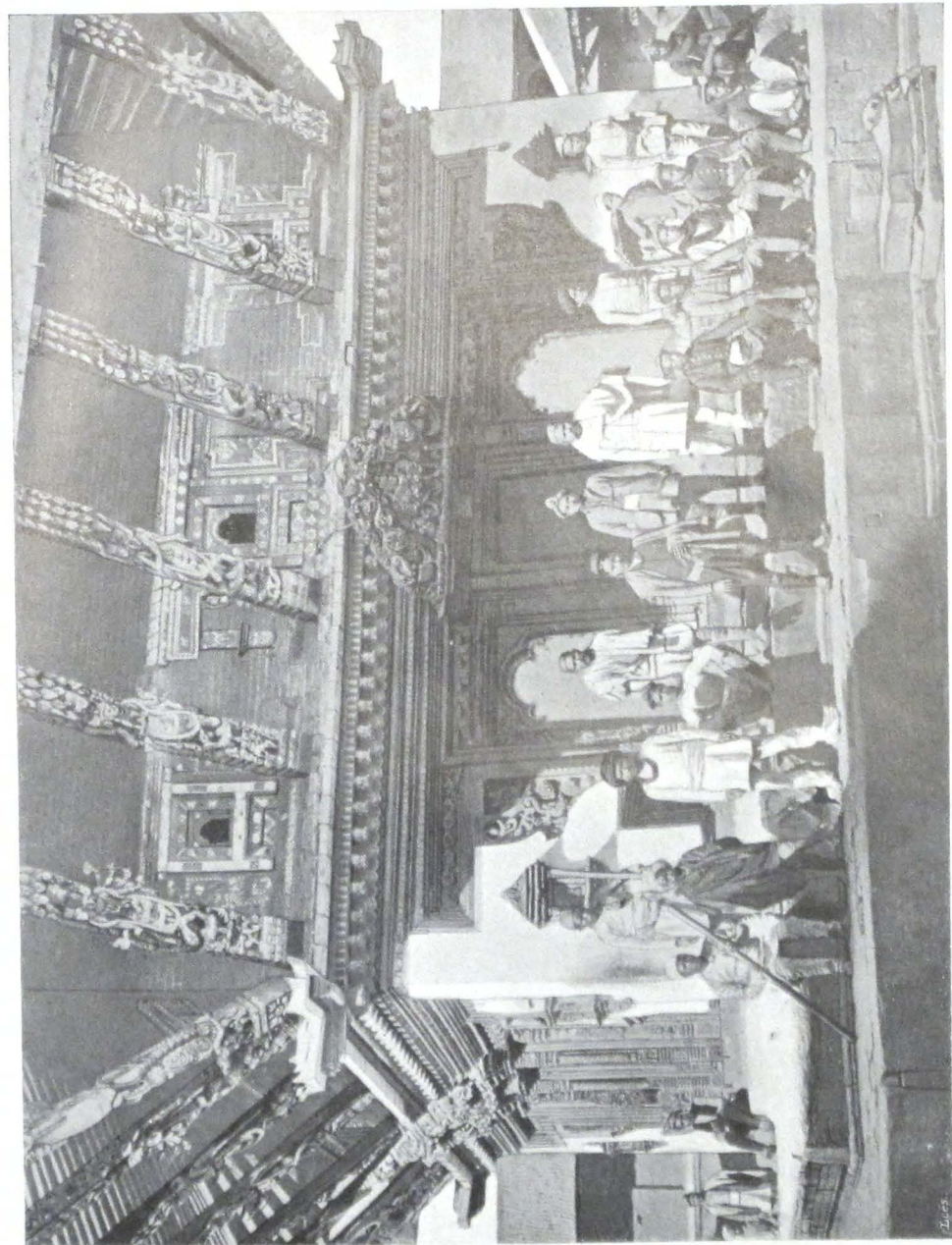
Frau eines Feldwebels
aus dem Stamme der Sikhs.
(S. 46)



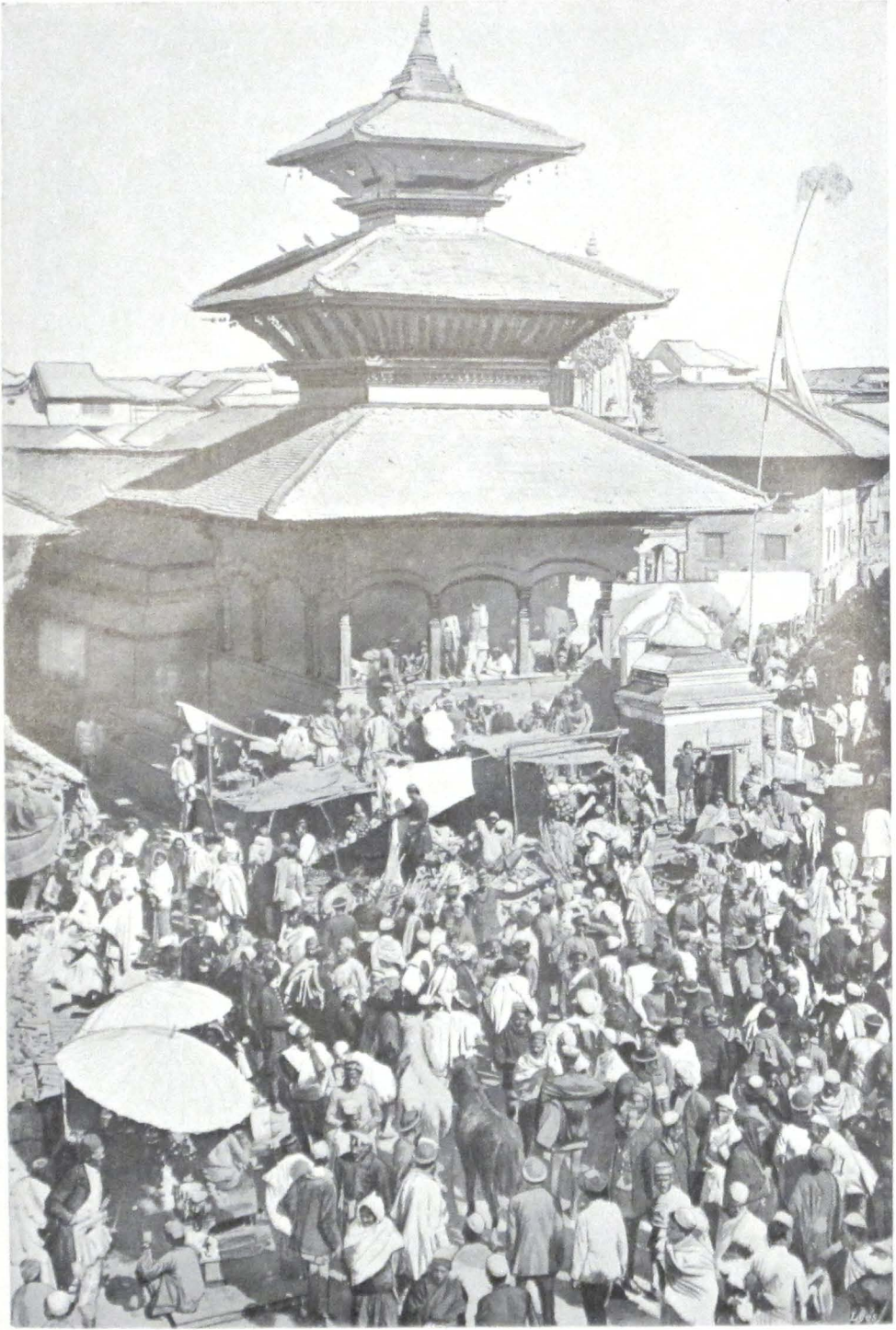
Tempel mit Garuda-Standbild und Durbar mit goldener Tür in Patan. (S. 60)



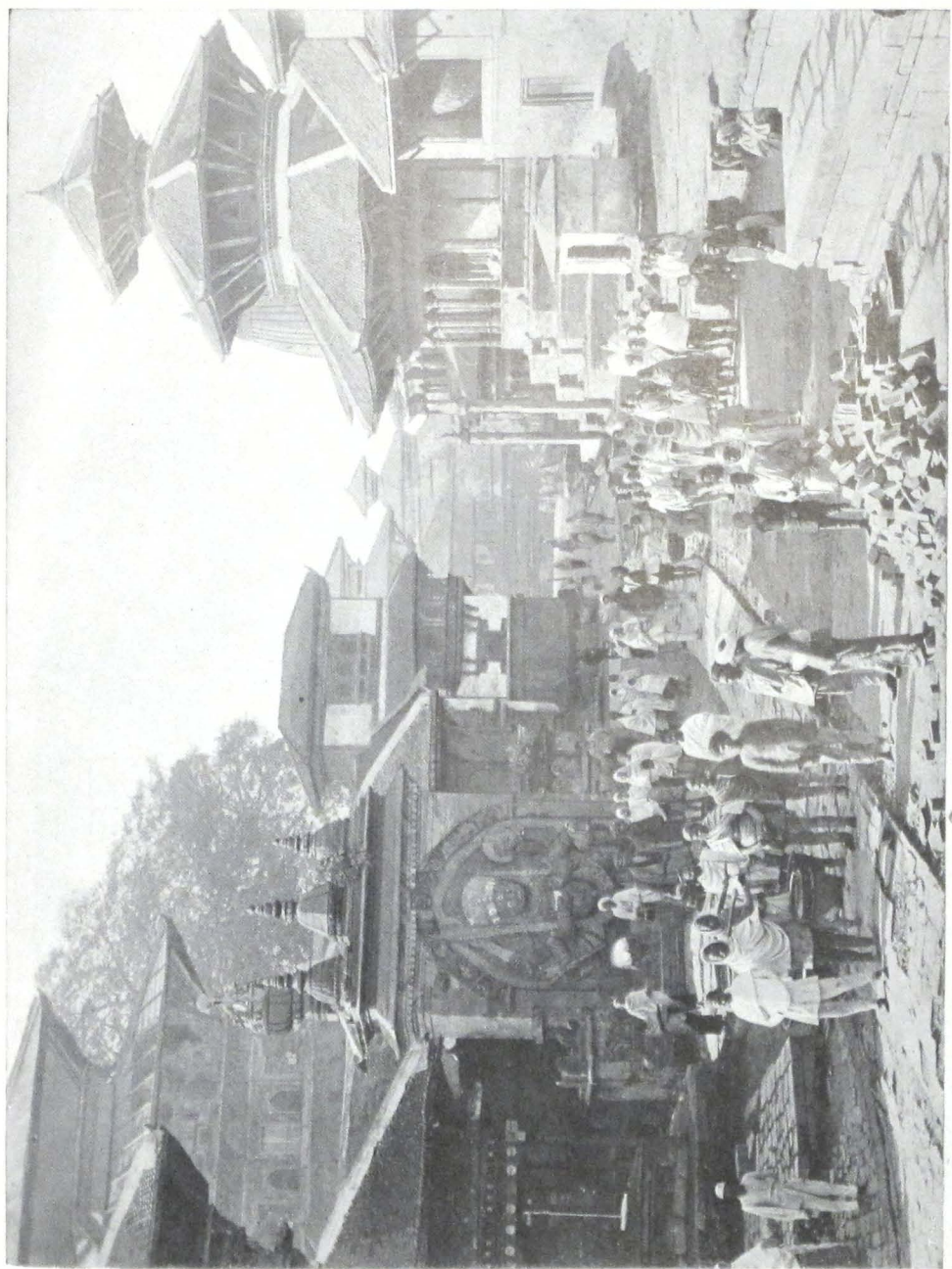
Deb Schumscher Dschung, Rana Bahadur,
Generalkommandeur der nepalischen Armee. Die Kopfbedeckung besteht
aus Edelsteinen und Perlen. (S. 47)



Newari-Tempel mit Holzskulpturen vor dem Königspalast in Kathmandu. Abgelöste Schloßwache. (S. 52)



Marktplatz in Katmandu. (S. 53)



Hauptstraße in Kathmandu,
links ein Teil des Königspalastes, davor das schwarze Steinbild der Cholera-Göttin Kala-Bhairab. (S. 54)



Tibeter vor dem Kolossalbilde der Cholera-Göttin Kala-Bhairab;
 sie handeln mit Goldsand, Edelsteinen, Gebirgskräutern und Harz zu Rauchopfern. (S. 54)



Muni Pokri-Teich. (S. 57)



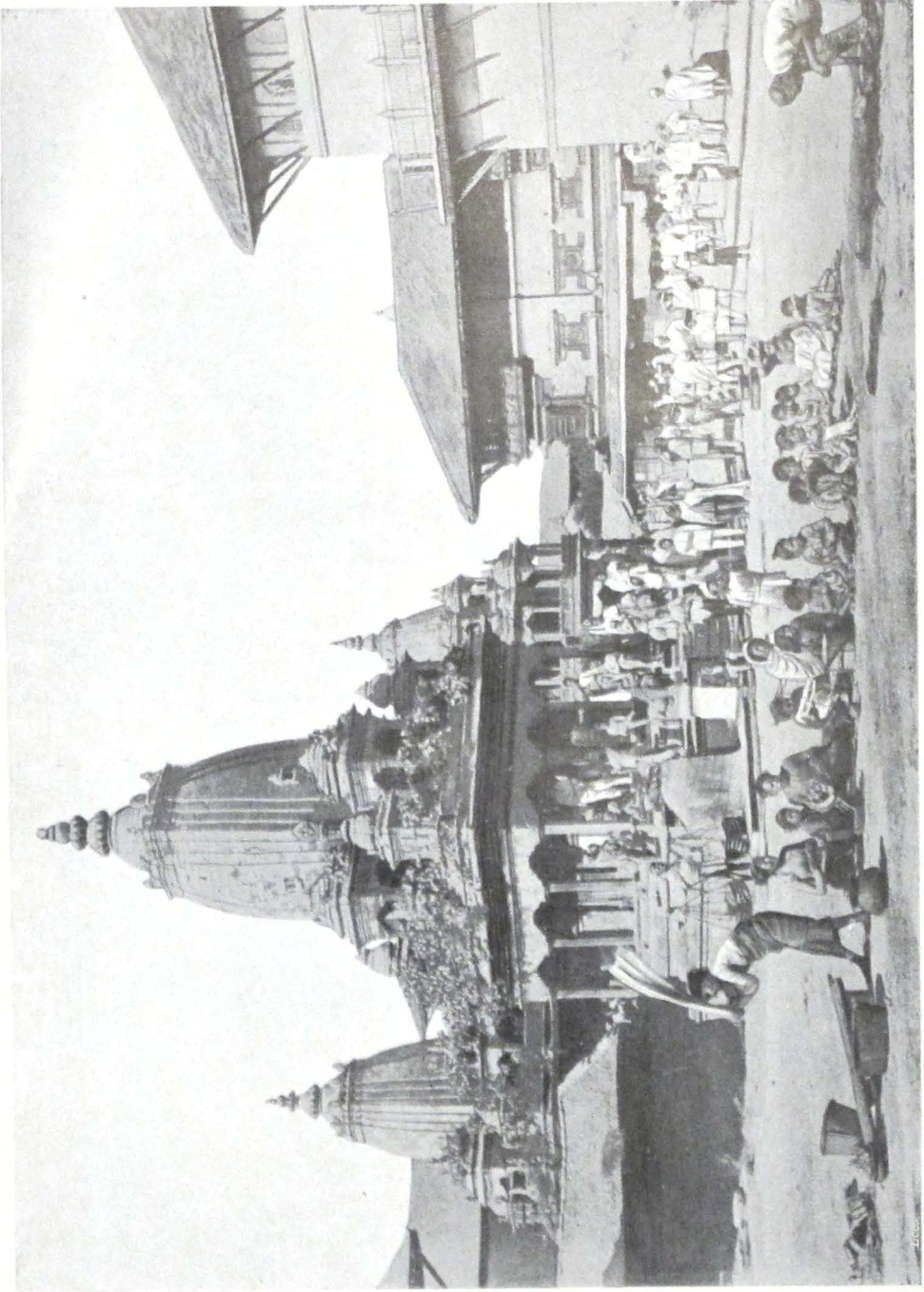
Marktplatz am Deo Talli-Tempel mit Glockenstuhl in Patan. (S. 59)



Hauptstraße in Patan. (S. 58)



Geheimkamera des Verfassers. $\frac{1}{12}$. (S. 63)



Tempelruine in Patan.
 Links schlägt eine Frau Wasche, rechts von ihr Newari-Kinder. (S. 59)



Säule mit Garudafigur vor dem brahminischen Dschaintempel in Patan. (S. 61)



Nepalische Tempelleuchter. $\frac{1}{2}$.

Der Griff des rechts abgebildeten, sowie die fünf Arme des linken Leuchters werden aus Schlangen gebildet; vor letzterem ein betender Newarikonig. (S. 61)



Der Verfasser mit Tibetern am „goldenen“ Durbar in Bhatgaon; links seine Wächter. Rechts Standbild des Königs Bhupatindra Mullah. (S. 62)



Nepalische Dyferkanne
mit Lampe und Löffel. (S. 68)



Standbild des Königs
Narendra Mullah und
seiner Gemahlin. (S. 61)



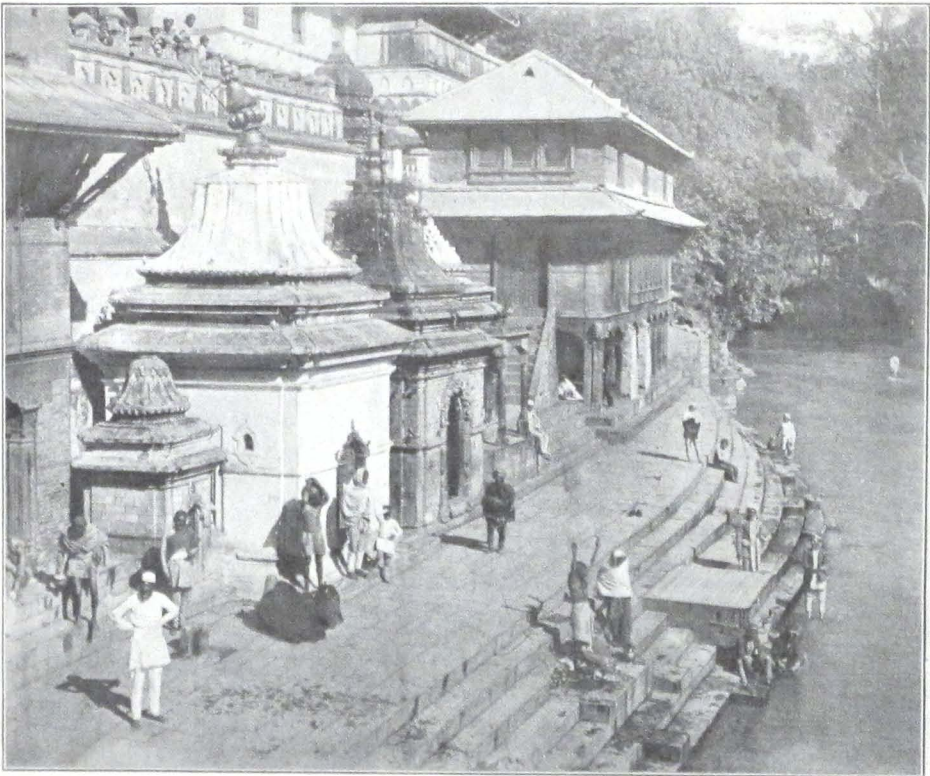
Newaritnaben beim Dyfergesang. (S. 65)



Erinnerungsarmband für Paschpattinath
besuchende Nadsch-Yogis. (S. 79)



Ganesch,
der Gott der Weisheit. (S. 66)



Die zum Bagmati hinunterführenden Badetreppen vor dem Tempel zu Paschpattinath. (S. 68)



Nonnen und Wallfahrer in Paschpattinath; in der Mitte ein Sadhu mit weißgetünchtem Gesicht und rotem Mantel, links eine Klausnerin mit aufgetürmten Söpfen. (S. 69)



Tag und Nacht gebückt stehender Bairagi-Büßer. (S. 74)



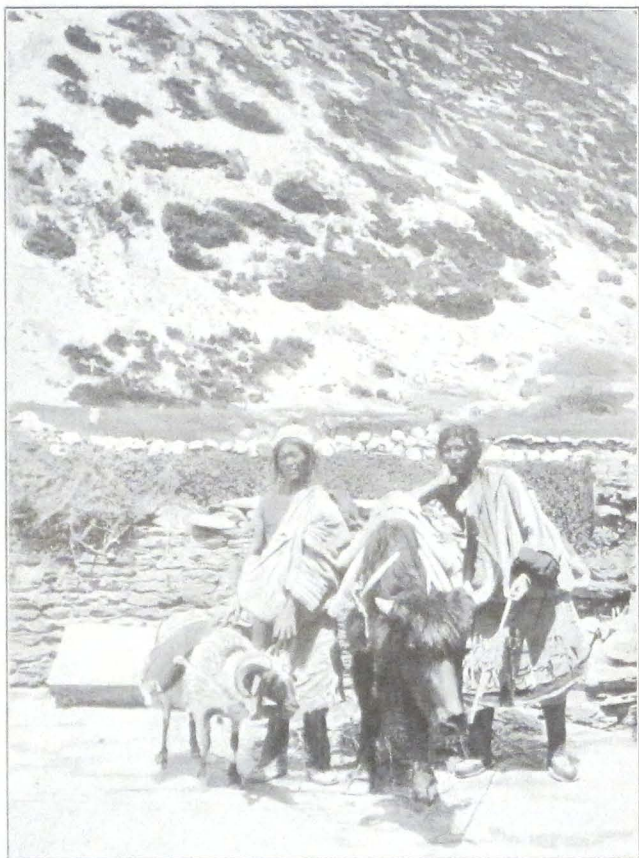
Auf einem Bein kauender Bairagi mit erhobenen Händen. (S. 74)



Am Feuer schmorender Bairagi. (S. 76)



Tibeterdorf Buddnath in Nepal. (S. 80)



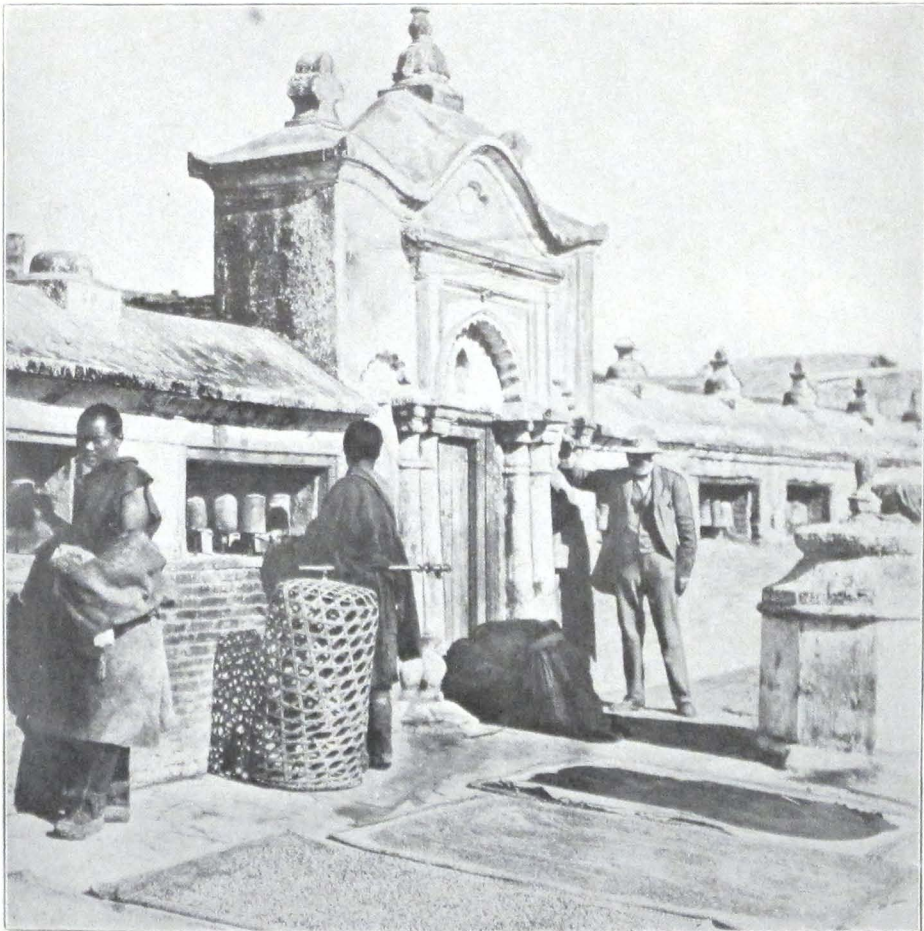
Tibeter mit Grunzochsen und Salz tragendem Packschaf. (S. 80)



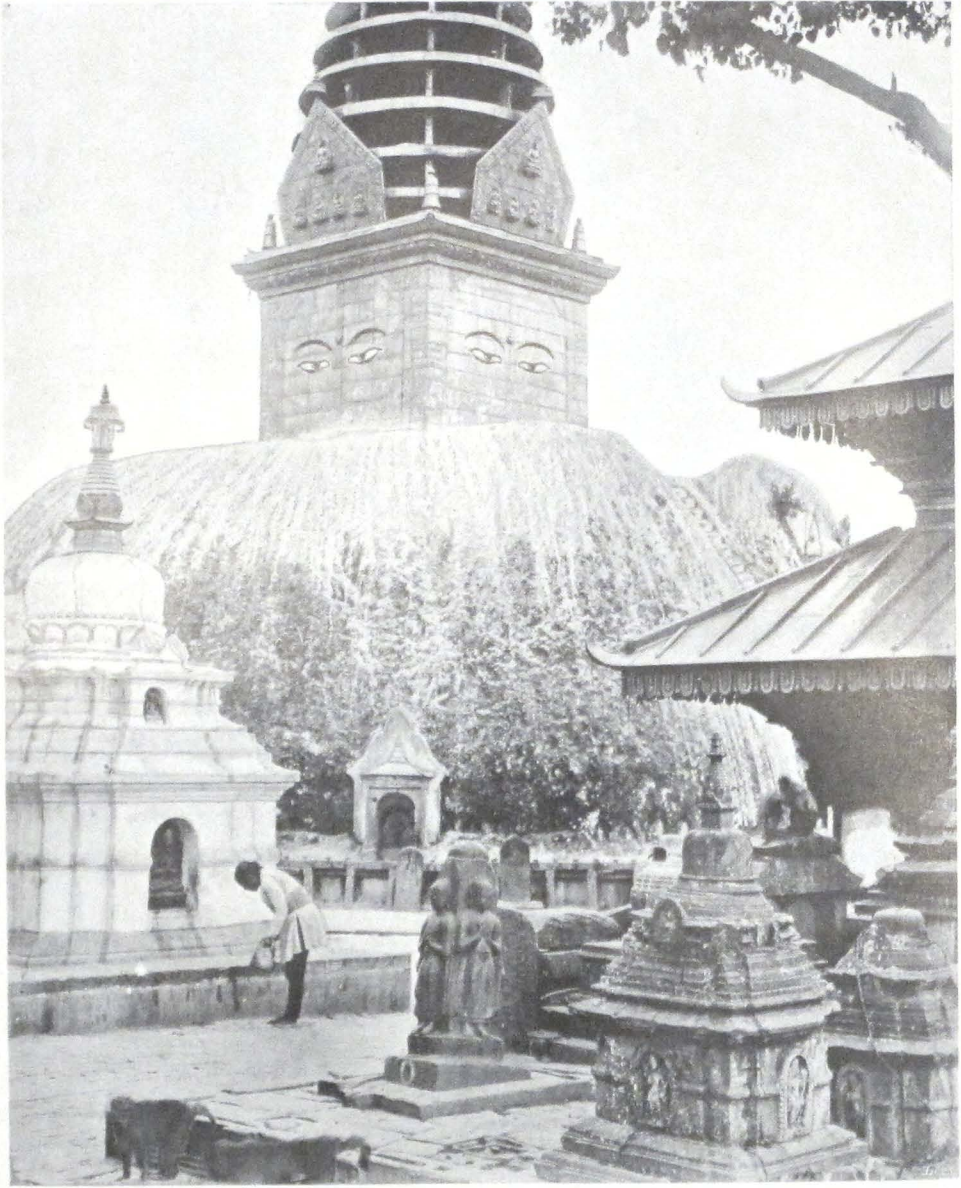
Maskierte Lamas am Neujahrsfest. Im Hintergrunde Lama mit Gebetsmühle. (S. 83)



Tibetische Sängerinnen. (S. 82)



Das Tor des Tempels in Buddnath, an das ein Tibeter mit der Stirne schlägt, hinter diesem steht der Verfasser. An den Gebetsmaschinen zwei Tibeter. Auf den Matten liegen Opfergaben (Gold, Türkisen, Salz). (S. 82)



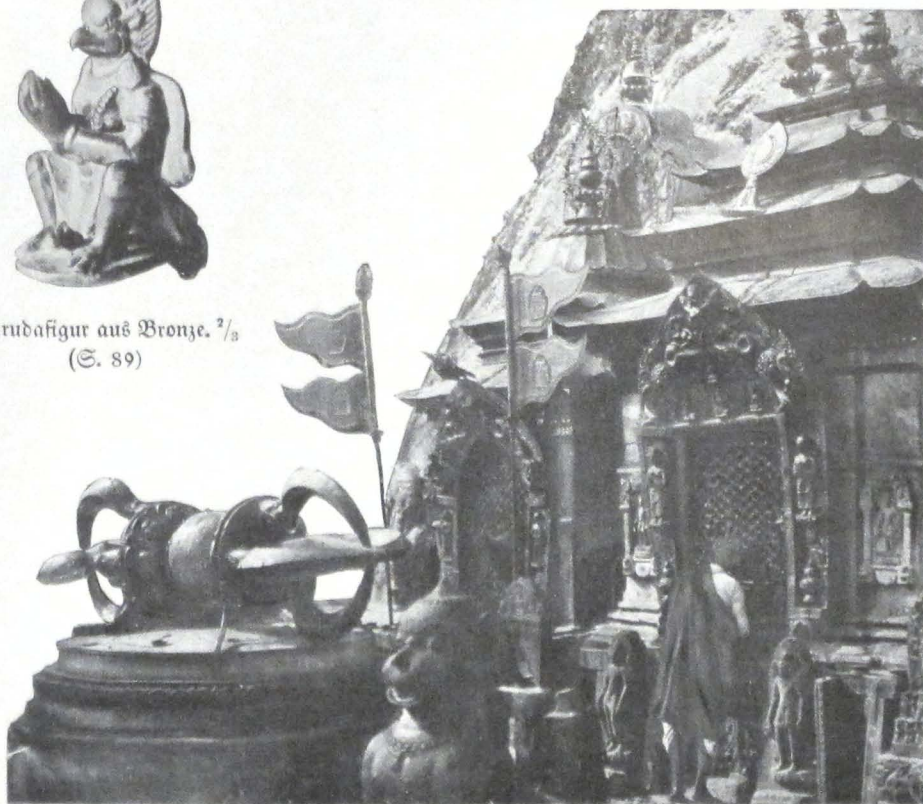
Der zur Schaitya umgewandelte Gipfelsfelsen des Swajambunath-Berges
mit dem Thoran-Turme;
links verbeugt sich ein opfernder Newari vor einem Buddha-Bildnis. (S. 88)



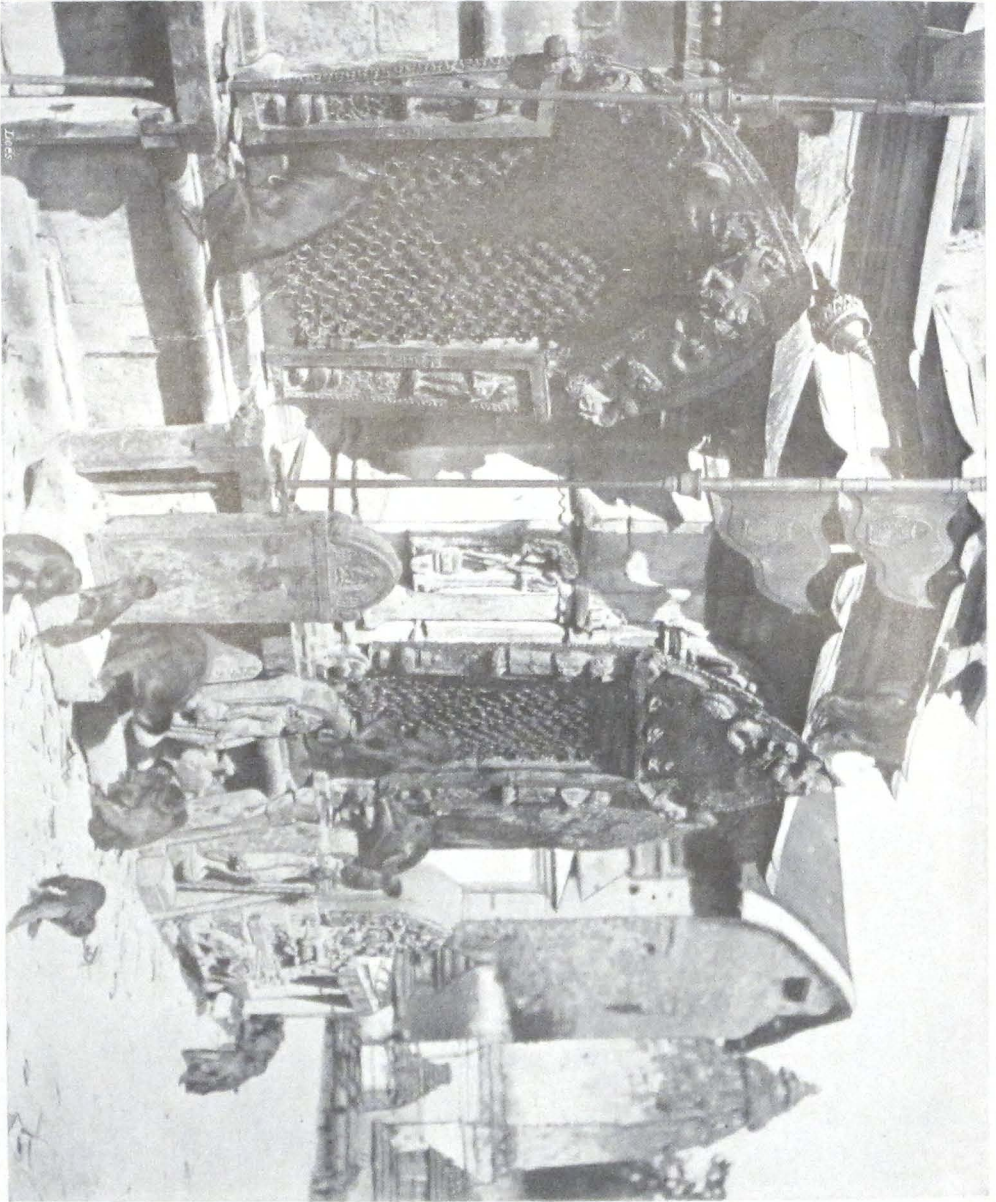
Der über die Umfassungsmauer aufragende Thoran der Schaitya
auf dem Swajambunath-Gipfel. (S. 88)



Garudafigur aus Bronze. $\frac{2}{3}$
(S. 89)



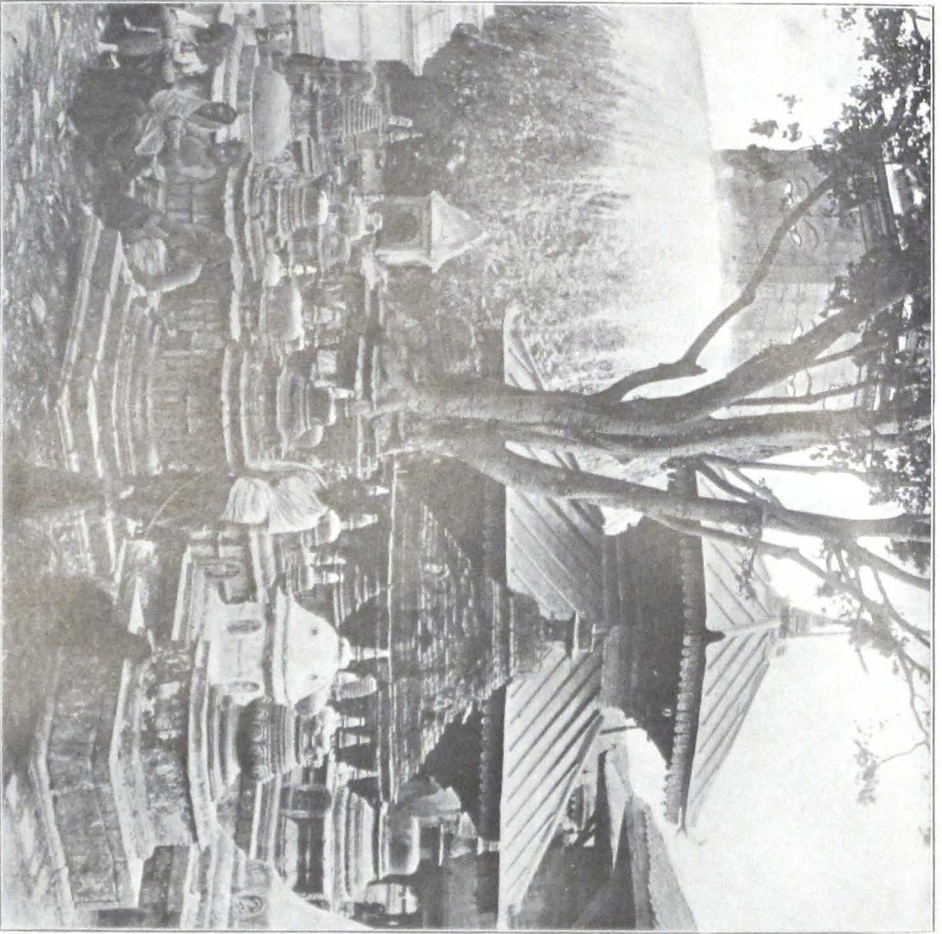
Niesiger Tortisch vor der Schaitya des Swajambunath-Gipfels. Rechts senkt ein Opferer
den Kettenvorhang vor seine Gaben. (S. 89)



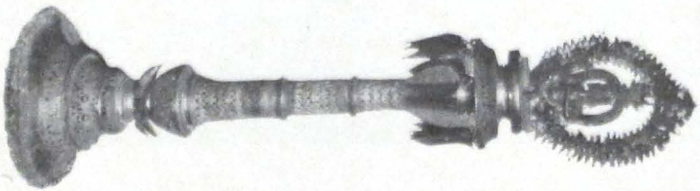
Diebstiche stehlen die hinter den Seitenvorhängen niedergelegten Spießgaben. (S. 89)



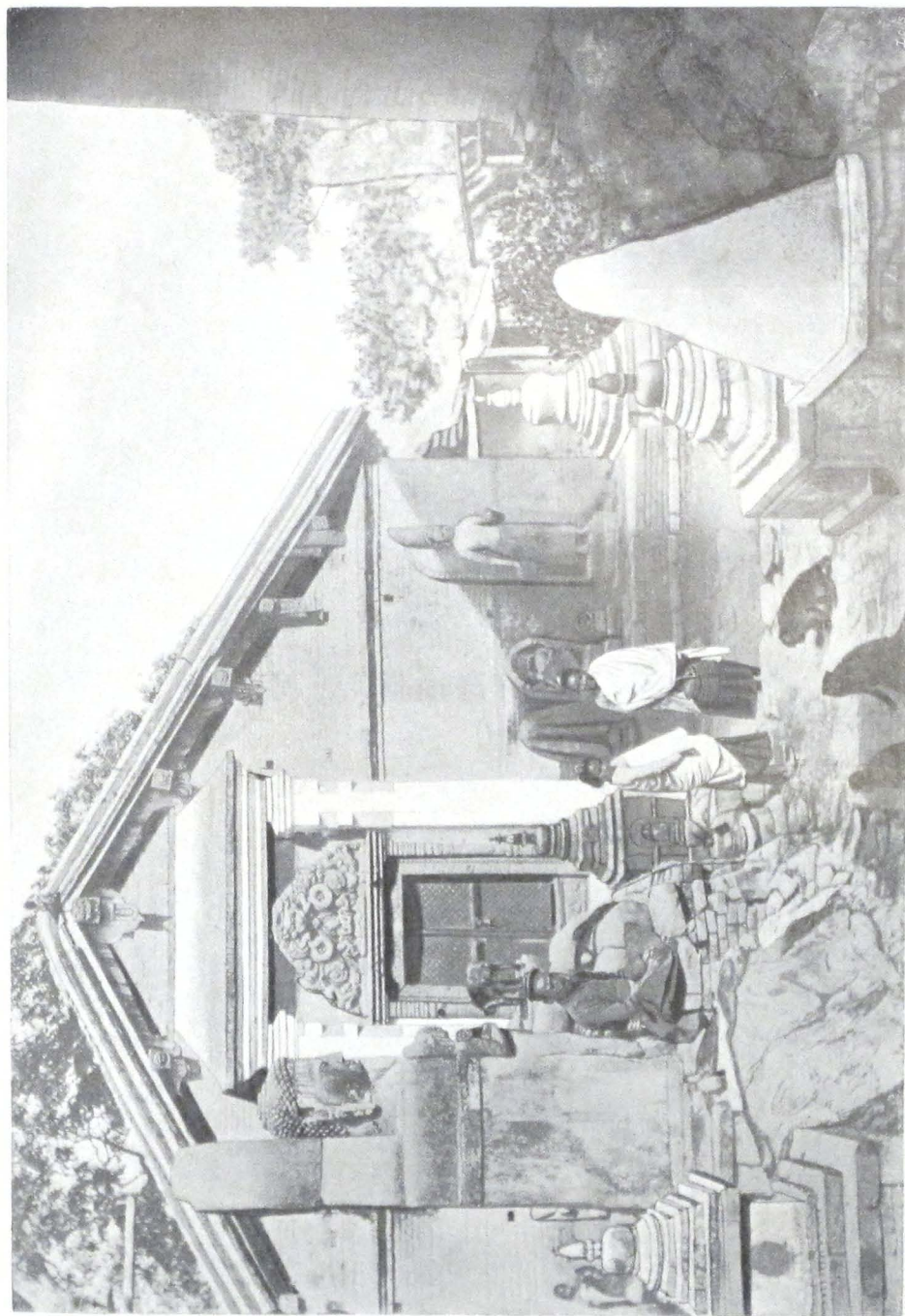
Tempel der Pośengöttin auf dem Swojambunath-Gipfel. Der Pfau aus Bronze auf der vor dem Tempel stehenden Säule ist gegen die aus dem Gipfel-
felsen gebildete, rechts zu denkende Schaima gemeindet, an deren unterem Munde der Verfasser lehnt und die heiligen Affen füttert. Oberhalb der Glocke (links
ein Lingam und Joni-Pol). Das Kind des Tempelwärters bangt vor dem photographischen Apparat und verbirgt sein Gesicht. (S. 91)



Links Thoran, rechts Tempel der Podengötin;
eine der Schaitnas ist von Baumwurzeln gesprenzt. (S. 91)



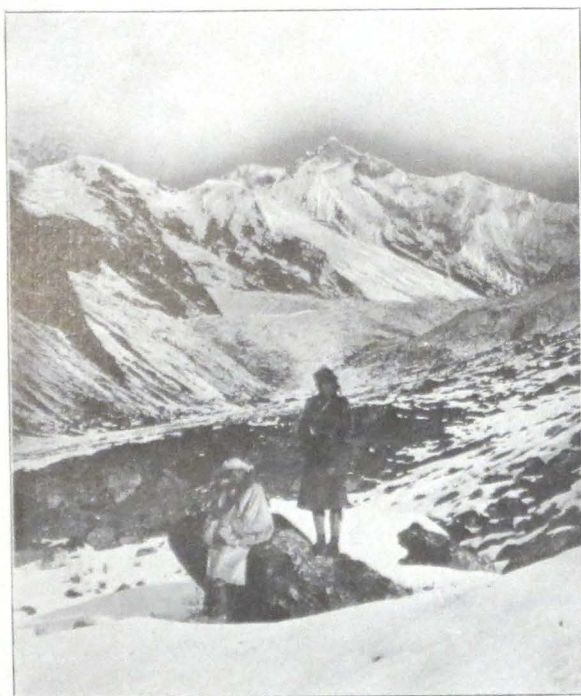
Mantelsteche
Tempellampe aus Brouge.
 $\frac{1}{17}$. (S. 90)



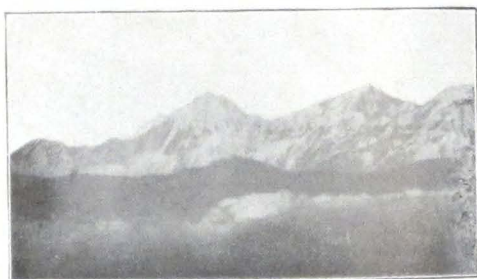
Buddha-Steinbild auf dem Swojambunath-Berge,
 dahinter das Koster; rechts kleine Schaitpaß und eine „Suta“-Pyramide. Die Affen warten darauf, sich die Opfergaben anzueignen. (S. 92)



Grenzgebirge zwischen Nepal und Sitchim, aus Osten gesehen. (S. 99)



Der Kanchendzunga, Grenzpunkt von Nepal, Tibet und Sitchim. (S. 99)



Das Gofainthan-Gebirge. (S. 97)



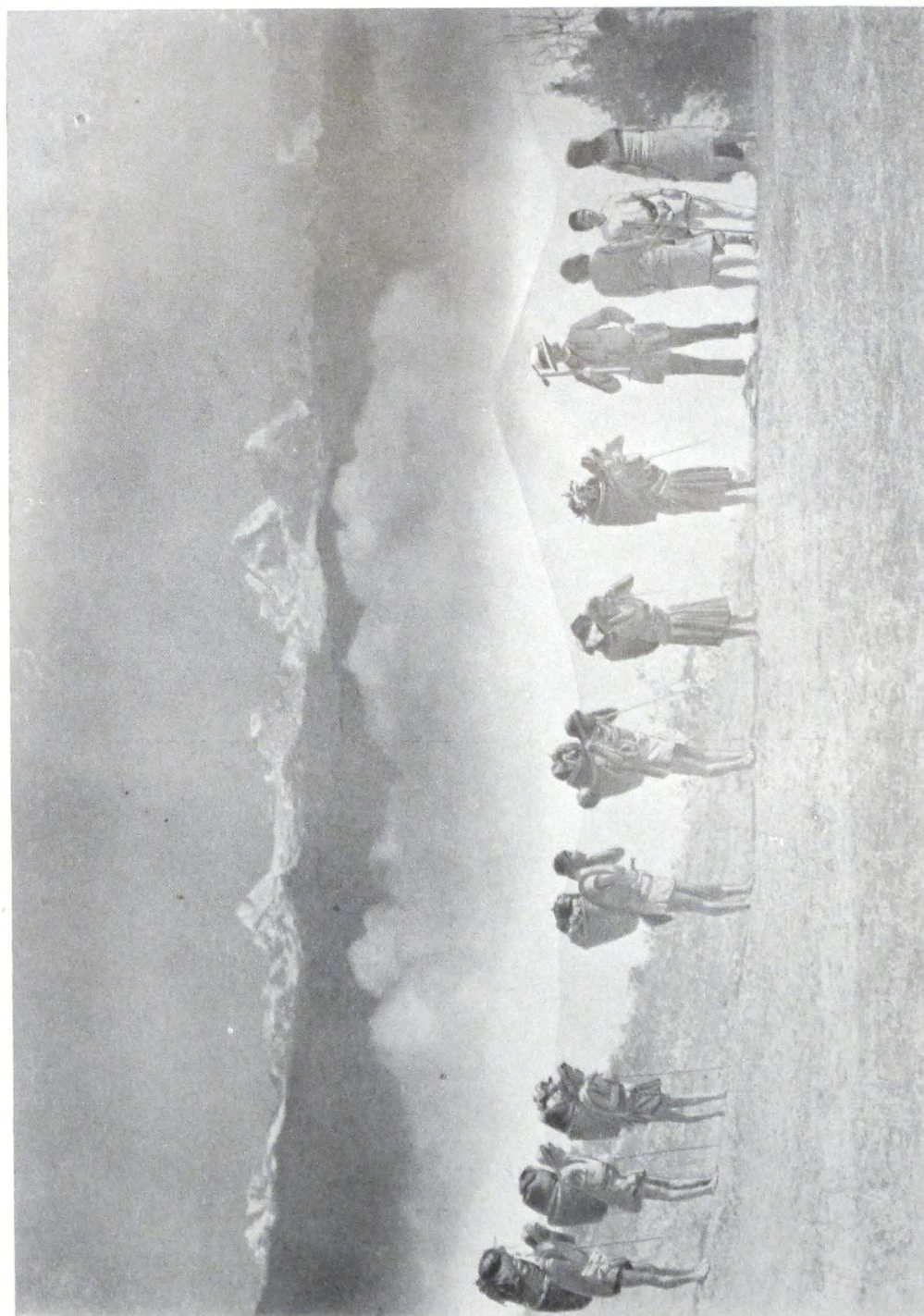
Armband eines Newari-
sklaven. $\frac{1}{4}$. (S. 97)



Das Tintenfäßchen
des Aufsehers. $\frac{3}{10}$. (S. 97)



Oberteil eines
tibetischen Bergstockes
mit Sonnenuhr.
 $\frac{1}{10}$. (S. 97)



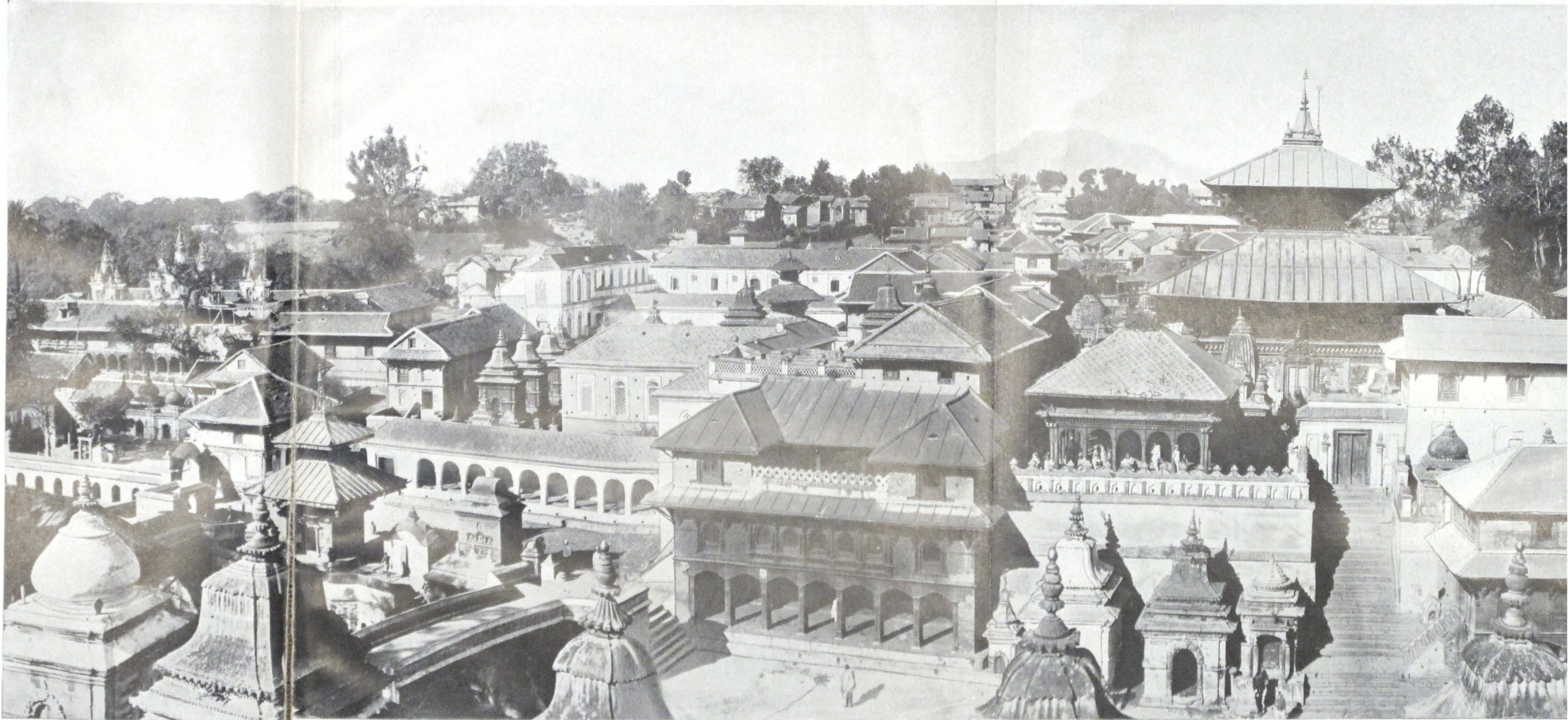
Der Verfasser mit Newarritflaven auf dem „Kufani“. In der Mitte schaut der Gipfel des Everest hinter „Berg XIII“ auf. (S. 99)



Kabru-Gebirge in Sikkim, von Osten gesehen. Jenseits liegt Nepal. (S. 99)

Das silberne Tor, hinter dem (im Tempel)
sich das fünfköpfige Lingam befindet.

Das Außentor der
Tempelanlage.



↑
Brücken über den Bagmati-Ström.

↑
Pilgercrashhaus oder Bihara.

↑
Der auf Tafel XX
größer dargestellte Sadhu.

↑
Vor dieser Treppe befinden sich die auf Tafel XIX
abgeblendeten, zum Bagmati führenden Bade-Stufen.

Der Tempel des fünfköpfigen Lingam zu Pashpattinath.
Die heiligste Stätte für den brahminischen Teil der Bevölkerung von Nepal. (S. 68)



Everest (rechts), links davor Makalu, von Osten (aus Sikkim) gesehen. (S. 99)



Everest (links), rechts davor „Berg XIII“, von Westen (aus Nepal) gesehen. (S. 99)



Kumaonbewohner; das mit einem Nasenring geschmückte Mädchen trägt den Lastkorb an einem Stirnbande. (S. 104)



Die entweihete Opferschale.
 $\frac{1}{7}$. (S. 104)



Kutri mit Silberbeslag.
(Abschiedsgabe des Durbars von Nepal
an den Verfasser.) $\frac{1}{12}$. (S. 104)